

5. (Vor der) Geburt

»Wir sind ein wandelnder Tabubruch...« (Alice)

Die gewaltvolle Sezierung, Fragmentierung und Objektifizierung der Körper der Frauen begann teils bevor ihre Körper existierten oder beim ersten Anblick als Neugeborene. Multi-rassifiziert zu werden, setzte somit bereits vor der Geburt ein bzw. spätestens zum Zeitpunkt der Geburt. Die kolonial-rassistische Figur der ›monströsen‹ Nachkommenschaft aus multi-rassifizierten Beziehungen zeigte sich in einem Erlebnis, das Uta Mutter ihr einmal erzählt hatte:

»Da hatte [meine Mutter] Fotos von [mir] ihrem Baby [nach Hause] geschickt. Dann hat wohl eine Nachbarin-, der wurden dann die Fotos gezeigt und die hat dann so: ›Ach! Die hat ja 'en nettes Kind!«, so ganz erstaunt. Und da war meine Mutter so empört, dass sie quasi-, also, was dachte die denn?! Wahrscheinlich, weil sie mit 'nem Ausländer verheiratet war, kommt da so'n Monster raus oder so, weißte? Das hat sie mir mal erzählt, dass sie das so unmöglich fand, dass die Nachbarin quasi erstaunt drüber war (lacht) dass sie ein hübsches oder nettes Kind hatte sozusagen« (Uta, Mär. 2021).

Das Erstaunen oder die Faszination am Körper eines Kindes, das aus unterschiedlich rassifizierten Elternteilen hervorging, wie Uta es hier beschrieb, erfuhr und spürte auch Alice ihr ganzes Leben. Diese Faszination erklärte sie sich mit dem Begriff »Tabubruch«, den multi-rassifizierte Menschen personifizieren würden, wie ihr Zitat im Titel wiedergibt. »Es ist so spannend«, hierbei setzte Alice mit entnervter Stimme das Wort »spannend« mit ihren Händen in Anführungszeichen, »weil es ein Tabubruch ist. Deshalb gibt es diesen Voyeurismus [...] es ist irgendwie verboten und das macht es noch spannender [...] weil es natürlich mit Sexualität zu tun hat«. Alice nannte hier zentrale Schlüsselbegriffe wie Tabubruch, Voyeurismus und Sexualität, die für sie in den regelmäßigen, sezierenden Blicken und Fragen nach der ›Herkunft‹ eine Rolle spielten (vgl. El-Tayeb 2001, 150ff.; Haritaworn 2012, 34). So bestand eine der häufigsten Erzählungen meiner Gesprächspartnerinnen darin, wie regelmäßig sie im Alltag nach ihrer elterlichen ›Herkunft‹ befragt wurden. Diese oft unvermittelt gestellte Aufforderung die Entstehung der eigenen Existenz erklären zu sollen, hängt auch nach Teo mit der historisch lang gepflegten Verbindung zwischen multi-rassifizierten Menschen und Sexualität, Sex und letztlich der »sexual fascination with

the ›other« zusammen (Teo 2004, 85; vgl. Schaper et al. 2020, 115). Darum ist es für die Analyse von MRP unerlässlich, einen Blick vor die Geburt zu werfen und die Stigmata der elterlichen Beziehungen vorzustellen, da sie die Ausgangslage für die Frauen bildete, wie ihre Existenzen in ihren Lebenswelten wahrgenommen wurden.

Die voyeuristische Neugier am rassistisch-sexistisch konstruierten Tabubruch wurde beständig mit Gaffen, sezierenden Blicken und/oder einer intensiven Befragung nach den Eltern, deren Kennenlernen und aktuellen Lebenssituationen ausgedrückt. Dies ging oft mit einer Bewertung der Beziehung der Eltern oder der Kinder- und Sprachereziehung einher. Vera reflektierte diese Begegnungen in aufgebracht, entnervter, aber primär spottender Tonlage, die erkennen ließ, wie oft sie damit konfrontiert wurde:

»Dieses Half-breed, Mischling, Mischling- (Pause) Alter! Ich hab' immer das Gefühl, hallo?! Bin ich 'ne Kreuzung aus 'nem Esel und 'nem Pferd?! Ich denk da immer an Rassenkreuzung-, ich denk mir-, häää?! Du bist doch auch ein Mischling, wenn du-, was ist das für ein (imitiert kurz Geräusch, als würde sie sich übergeben), es fühlt sich für mich immer so richtig an wie ein Tier und in solchen Momenten-, es ist ja Standard, wenn ich sage (Pause) wo meine Eltern herkommen, dann ist dieses (Pause) glasige Augen (verstellt Stimme höher) ›Wow! Was für eine Mischung!‹ oder ›Was für ein Mischling!‹ und dann kommen halt die Fragen, ne, sprichst du beide Sprachen, sind deine Eltern noch zusammen, schlafen sie noch miteinander, blablabla, okay, ich übertreibe jetzt, aber das ist-, das wird ja sehr privat schnell! Wie haben die sich kennengelernt, leben die noch zusammen, welche Religionen haben die [...] welche Sprachen spricht ihr zu Hause, es gibt da irgendwie keine Grenzen mehr, aber (Pause) es ist auch so nichts-aussagend« (Vera, Mai 2021).

Veras zahlreiche Erlebnisse nach ihren Eltern im Alltag ausgefragt zu werden, demonstriert wie die Herkunfts-Frage als rassifizierende Technik wirkt und die MRP ihrer selbst und ihrer Familie aktiviert. Dieses Art Verhör (vgl. Haritaworn 2012, 34), dass dann »irgendwie keine Grenzen mehr« kennt, löste in Vera eindeutig Ekel, Wut und Ablehnung dagegen aus »wie ein Tier« betrachtet zu werden. Jedoch begegnete Vera diesen Erfahrungen auch mit Ironie und Spott, indem sie den Blick von sich auf die Verhörenden lenkte. So forderte sie die ›Logik‹ heraus, die hinter der Fremdzuschreibung steht, einen Menschen als M* zu bezeichnen (»Du bist doch auch ein...«), da demnach alle Menschen so zu bezeichnen wären, da sie aus verschiedenen Elternteilen bestehen. Auch entlarvte sie die vermeintlich freundliche Neugier am ›Tabubruch‹ ihrer Existenz (»glasige Augen« und »Wow!«) als Grenzüberschreitung und Angriff auf ihre Würde. Mit Spott lenkte sie den Blick auf den sexualisierten Voyeurismus der Fragenden, da in diesem Verhör nicht viel dazu fehlen würde, dass die Fragenden Auskunft darüber verlangen, ob die Eltern »noch miteinander schlafen« würden. Während dies für Vera einen wiederkehrenden Übergriff im Alltag darstellte und die potenziellen Antworten auf das Verhör letztlich »nichts-aussagend« für sie waren, stand nicht Veras Unversehrtheit im Vordergrund, sondern die ungehemmte Sensationslust der Verhörenden am »Tabubruch« ihrer Eltern und an Veras sezisiertem Körper. Die elterliche Beziehung stellte allerdings neben fremden Menschen

auch für familiäre Angehörige einen Tabubruch dar¹. Dorothea wusste von ihren Eltern, dass sie »so *wahnsinnig viele Hürden überschreiten*« mussten:

»Die haben eben so viele Tabus gebrochen [...] erst musste die Schwiegermutter in Korea überzeugt werden, dass es okay ist 'nen Langnasen zu heiraten, dann meine erzkatholische Oma, dass mein Vater eben 'ne Koreanerin heiraten wird und auch der Onkel, der absolut gegen diese Ehe war [...] das waren echte Kämpfe!« (Dorothea, Mai 2021).

So begann eine grundsätzliche Infragestellung oder Ablehnung der elterlichen Beziehungen, noch bevor eine Familiengründung mit Kindern Thema war. Das erzählte auch Maria, die von ihrer Mutter Andeutungen kannte, dass ihre *weißen* deutschen Großeltern zu Anfang »*nicht begeistert waren von einer koreanischen Frau*«. Sie führte dies auf den »*national-sozialistischen Hintergrund*« ihrer Großeltern zurück; eine Schlussfolgerung, die einige Frauen teilten. Auch Olivia erinnerte sich folgendermaßen:

»Es ist tatsächlich so, dass meine deutschen Großeltern [...] 'en Problem damit hatten, dass wir nicht ganz deutsch waren, auf jeden Fall zu Beginn [...] um auf den 2. Weltkrieg zu sprechen zu kommen, wo alles was gemischt oder andersartig war, einfach ausgerottet wurde-, meine Großeltern haben-, v.a. mein Großvater hat an uns ganz viel wieder gut gemacht (Pause) und seinen Frieden dann darin auch gefunden, ne?« (Olivia, Mai 2021).

Darüber hinaus vertiefte sich die Stigmatisierung der elterlichen Beziehung je nach Geschlecht und Rassifizierung. Die Stigmatisierung betraf insbesondere die Mütter, zeitgleich ähnlich und unterschiedlich in der DDR wie BRD. Annett, die in der DDR mit ihrer alleinerziehenden *weißen* deutschen Mutter aufwuchs, erinnerte sich wie folgt:

»[Ich war] sehr oft bei meinen Großeltern zu Hause, da war das natürlich sofort Dorfgespräch, das hat sich natürlich ganz schnell herumgesprochen-, Ahhh! Die hat sich mit 'nem Ausländer eingelassen! Da wurde natürlich in abfälliger Weise über solche Verfehlungen gesprochen, ne? Das war sicher für meine Mutter schwierig« (Annett, Mai 2021).

Die abwertend benannte »*Verfehlung*« der Mutter ging zeitgleich mit Anblick und der damit einhergehenden Multi-Rassifizierung Annetts einher. Bei einem nächsten Treffen ging Annett näher auf die Lebenssituation der alleinerziehenden Mütter in der DDR ein, die von ihren nordkoreanischen Partnern abrupt getrennt worden waren:

»Das waren ganz extreme Lebensbedingungen und das hat sich auf die Kinder ausgewirkt, dieses Trauma der gewaltsamen Trennung, denn es war [...] eine von außen herbeigeführte Trennung und die Mutter hatte Existenznot und hatte eigentlich nur einen Verbündeten, entweder ihre Mutter oder das Kind und beides ist nichts (lacht

1 Im damaligen »Gastarbeiter*innen«-System wurde in den 1960ern z.B. über Broschüren davor gewarnt, bi-nationale Beziehungen einzugehen, da diese nicht von langer Dauer seien (Gogos 2023).

kurz) beides ist für in der sozialen Situation richtig nichts. Und aus solchen Situationen sind manchmal die Frauen wieder in eine Beziehung gegangen, die genauso Mist waren, ja? Das waren keine wirklich gleichwertigen Beziehungen, sondern auch hier galt in der DDR, dass solche Frauen [...] leicht zu kriegende Mädchen [waren] [...] die waren ja sozial gefallen, ne, die hatten sozusagen wenig Widerstandskraft« (Annett, Jun. 2021).

Die Stigmatisierung der Mütter übertrug sich nach Annett auch auf die Kinder, die nach ihr »als Mischlingskinder«, als »sozial schwächer Gestellte und Stigmatisierte« in der DDR galten. Die Geschichte von Sofias Eltern in Westdeutschland wiederum war ebenfalls geprägt von Dynamiken, die Rassismus, Sexismus und Klassismus in folgender Weise in sich vereinten:

»In den 50ern haben sich die Eltern kennengelernt, meine Mutter war schon verheiratet und ist dann diesem Koreaner gefolgt (lacht) also hat ihren Mann verlassen und das war in ihrer Familie natürlich erstmal-, Scheidung in der Zeit war schon problematisch, aber dann auch noch für einen (Pause) Ausländer oder Koreaner [...] als ich geboren wurde, war's dann [aber] so, dass mein Großvater, also der Vater meiner Mutter, für den war dann aller Ärger vergessen, in dem Moment war er der Opa und er war glücklich [...] aber ich glaube entscheidend für die Familie war dann-, mein Vater hatte dann beruflich ziemlich Erfolg (Pause) und damit war's auf einmal-, dann konnte-, wenn man böse wäre, dann konnte man den Schwiegersohn herzeigen (lacht) aber ja, das war schon der entscheidende Wendepunkt dabei« (Sofia, Jun. 2021).

Sofias Erinnerungen verweisen darauf, dass die Scheidung und neue Heirat der Mutter »mit einem Ausländer« für Konflikte und Beschämung in der Familie sorgten, die sich jedoch nach Sofias Geburt beim Großvater legten. Als weiteren Grund zählte Sofia den beruflichen Erfolg ihres Vaters hinzu, der darüber schließlich doch »hergezeigt« und der »Ärger« über die Scheidung für den ausländischen Mann damit ein Stück behoben werden konnte.

Auch bei Frauen mit koreanischer Mutter und weißem deutschen Vater traf die Stigmatisierung ausschließlich die Mütter. In einem ersten Gespräch mit Lotte über ihre Eltern sagte sie aufseufzend, dass das Bild »Vater weiß und Mutter koreanisch« einen »bitteren Beigeschmack« hinterlasse. Dieser »Beigeschmack« traf nahezu alle Frauen, die eine koreanische Mutter und einen weißen deutschen Vater hatten. Sie wurden – mit Haritaworns Worten – von den Geistern der »Prostituierten«, des »Opfers von Menschenhandel« und der »Katalogbraut« heimgesucht. Haritaworn spricht hier den dominierenden Blick auf süd-/ostasiatische und v.a. thailändische Femininität an, die als »always already ›trafficked‹ and incapable of sexual agency« betrachtet wird (ebd., 135ff.). Das im europäischen Kolonialismus, über Orientalismus und weiter durch den Imperialismus und Militarismus der USA kultivierte Bild der süd-/ostasiatischen Frau als »ewigen Prostituierten« (Yun 2021) tauchte immer wieder in den Gesprächen auf. Dies ging bei den Frauen mit Ekel und Zorn darüber einher, dass ihre Körper und die ihrer Mütter über diese gewaltvolle Kategorisierung gesellschaftlich wahrnehmbar wurden und die gefährlichen Stereotype damit lebendig blieben. Stellvertretend zitiere ich Maria, Ji-eun und Camila, die sich zur Fremdwahrnehmung ihrer Eltern im Arbeitsumfeld, auf der Straße und medial

äußerten. So wurde Marias Mutter im gleichen Atemzug mit verschiedenen Stereotypisierungen auf ihrer Arbeitsstelle als Krankenpflegerin angegriffen: »*Damals wurde ihr von ihrer Oberschwester vorgeworfen: »Du bist doch nur hier, um unsere Renten abzukassieren oder (Pause) um deutsche Männer abzuschnappen«.* Ji-euns und Camilas Zeugnisse geben wieder, inwiefern sich ihre eigene Affizierung durch die Fremdwahrnehmungen – in Ji-euns Fall von ihrem Vater und in Camilas Fall zu sich selbst im Rückblick auf ihr jüngeres Selbst – unterschieden:

Ji-eun: »Ich fand das so schlimm, dass ja diese Wahrnehmung existiert [...] dass [meine Mutter] gekauft ist [...] weil das hier das Klischee erfüllt vom alten *weißen* Mann und junger Asiatin und ich glaube tatsächlich, dass mein Vater da noch nie drüber nachgedacht hat wirklich. Außer als ich-, bzw. ich habe ihn einfach angesprochen, da hat er erzählt, jaaa, gab's schon mal hier oder da so'n paar Situationen, wo ihm das auch so'n bisschen dargestellt worden ist, so vorsichtig quasi angefragt worden ist, ob das der Fall sein würde, aber er ist da auch nicht wirklich drauf eingegangen« (Ji-eun, Jun. 2021).

Camila: »Das ist jetzt wirklich so, dass ich mitbekommen hab wie meinem Vater und meiner Mutter-, weiß nicht-, Wochenendausflug irgendwo und da hat tatsächlich jemand meinen Vater angesprochen, wo man denn so eine tolle Frau herkriegt (Pause) ein fremder Mensch! (Pause) Zu der Zeit (Pause) habe ich früher auch keinen Spaß verstanden, aber es gibt so'n schönen (Pause) Sketch, weiß nicht, 60er oder 70er Jahre von Gerhard Polt (Pause) es geht darum-, um Mai Ling, er macht quasi so 'nen Deutschen nach, der eine Frau aus'm Katalog gekauft hat und sie ist halt bei ihm in der Wohnung und macht alles für ihn und er behandelt sie eigentlich wie so'n Haustier und fragt dann so: »Mai Ling, holst du mal den Proschpekt, wo du drin warst« (Pause) Und das ist ja 'ne Satire (Pause) aber ich hab' das wirklich erlebt« (Camila, Jun. 2020).

Ji-eun konfrontierte ihren Vater mit der Abwertung und Einordnung ihrer Mutter bzw. seiner Ehefrau als »gekauft«. Jedoch zeigte die Rückmeldung ihres Vaters, dass bei ihm Wut, Empörung und Verstörung keineswegs in der gleichen Intensität wie bei Ji-eun vorhanden waren. Obwohl ihm diese Fremdwahrnehmung nicht unvertraut war und Ji-eun ihm ihr Empfinden darüber vermittelte, war er »*da auch nicht wirklich darauf eingegangen*«. Ji-eun erzählte bei unseren Treffen mehrfach, inwiefern ihr Vater und weitere Familienmitglieder ohne große Gefühlsäußerungen auf diskriminierende Fremdzuschreibungen gegenüber ihrer Familie reagierten, was im starken Kontrast zu ihr und auch teilweise zu ihrer Mutter stand, die so mit ihren Gefühlen in der Familie allein blieben. Camila erinnerte sich an eine Situation mit ihren Eltern, die sie nach wie vor perplex, aber auch empört (»*ein fremder Mensch!*«) zurückließ. Sie fügte jedoch im Anschluss ihre heutige Einschätzung dieser Empörung hinzu, damals hätte sie nämlich »*keinen Spaß verstanden*«. Als junge Erwachsene sei sie wütend über solche Angriffe gewesen. Heute, viele Jahre später, bemühe sie sich, diese Situationen als »*lustige Episoden*« aus ihrem Leben zu betrachten². In diesem Zusammenhang verwies sie auf den TV-Sketch »Mai Ling« (1979),

2 Es ist an dieser Stelle wichtig zu benennen, dass das Online-Treffen mit Camila an diesem Tag mitunter in Anwesenheit ihres Ehemanns stattfand, der sich aus Interesse neben sie gesetzt hatte und sich hin und wieder am Gespräch beteiligte. Dabei bekundete er u.a. seinen Wunsch rassistische

der eine Fülle an rassistischen und sexistischen Klischees über süd-/ostasiatisch gelesene Frauen re-produziert und gleichzeitig behauptet, dem Publikum diese Klischees satirisch vorhalten zu wollen (vgl. Đặng et al. 2022). Camila betonte in ihrer Zusammenfassung, dass die ostasiatisch rassifizierte Schauspielerin³ in dem Sketch – eine Art »Asian hybrid«, denn ihr Abflug ging von Bangkok, sie trägt einen Kimono und kocht ein chinesisches Gericht (Mai Ling 2019) – »wie so'n Haustier«, als nicht-menschlich behandelt wird. Camila benannte klar ihre Wut über die gewaltsame Lesart ihrer Mutter und Eltern; eine Wut, die auch bei ihrer Wiedergabe sicht- und hörbar wurde. Andererseits thematisierte sie die eigene Infragestellung ihrer Wut; einen Zweifel, den viele Frauen verspürten. Schließlich habe sie »früher auch keinen Spaß verstanden« über solcherlei Situationen, wie sie in Polts »schöne[m] Sketch« dargestellt werden. Am Ende kehrte Camila dennoch zu ihrer Empörung zurück (»aber ich hab das wirklich erlebt«) und ordnete das Erlebnis gezielt als Übergriff ein. Der schnelle Wechsel zwischen Empfindungen von Wut und der Infragestellung der Legitimität der Wut wurde für Camila zum eigenständigen Thema in der Forschung. Es irritierte sie, dass sie sich nach wie vor an *Mikro-Aggressionen*, auch Jahrzehnte später, im Detail erinnern konnte, obwohl sie diese nur noch als belustigende Anekdoten betrachten wollte. Während ihrer intensiven Auseinandersetzung mit dieser Schlussfolgerung, die sich für sie als Widerspruch darstellte, sagte sie regelmäßig aus, dass sie kein »passives Opfer« dieser Erlebnisse mehr sein und darum von Wut zu Bagatellisierung wechseln wollte. Einen prägenden Einfluss auf die Neuausrichtung ihres *Emotionsrepertoires* übte nach Camila das Kennenlernen ihres Ehemanns aus und die Abgrenzung zu Freund*innen und Familienmitgliedern, die aus ihrer »Opferrolle« keinen Ausweg fänden, was sie als abschreckendes Exempel für ihr eigenes Leben empfand.

Die Re-Produktion von süd-/ostasiatisch rassifizierten Frauen aus einem patriarchalen, kolonialen Blick heraus, führte zu extrem negativen Gefühlen, die sogar kaum

Klischees als etwas Belustigendes empfinden zu sollen, denn er empfände, dass Betroffene hier zu empfindlich agierten. Camila problematisierte daraufhin seine Haltung aus einer weiß-privilegierten Position heraus. Als Umgangsstrategie in ihrem Alltag wandte sie diese Sichtweise aber teils auch auf sich an, wie sie sagte, bzw. rang sie damit, um aus der so empfundenen »Opferrolle« ausbrechen zu können und sich nicht jedes Mal verletzt zu fühlen, was auch weitere Gesprächspartnerinnen so teilen.

- 3 Während der weißen deutsche Kabarettist Gerhard Polt für seinen »vielleicht berühmtesten Sketch« »Mai Ling« selbst Jahrzehnte später gefeiert wird (Eisenberger 2018), ist der Name der Schauspielerin, auch nach intensiver Internet-Recherche, nicht zu finden. Hier stellt sich die Frage, inwiefern die Schauspielerin über den Sketch hinaus namen- und sprachlos bleibt, was dieser satirisch anzuprangern vermeint. In allen Beiträgen meiner Recherche wird er als einer der bekanntesten Sketche in Polts über 50-jährigen Karriere hervorgehoben, jedoch wird keine Absicht deutlich, dass die Journalist*innen nach der Schauspielerin, noch nach ihrem Namen suchten. Dies demonstriert deutlich inwieweit die Sichtweise der Schauspielerin auf den Sketch als irrelevant betrachtet wird, während der kabarettistische Einfallsreichtum Polts dafür mehrfach gewürdigt wird. 2019 formierte sich in Wien ein Künstler*innenkollektiv, das sich den Namen »Mai Ling« aneignete (Mai Ling – Association and artist collective, contextualizing and fostering contemporary Asian art and culture with a focus on FLINT⁶). Das Kollektiv initiierte das Projekt »Wer ist Mai Ling?«, um durch Zeugnisse von Betroffenen, die unter der Identität »Mai Ling« veröffentlicht werden, den institutionellen und alltäglichen anti-asiatischen Rassismus sichtbar zu machen (Mai Ling 2019). Die Künstler*innen leisten unter diesem Namen anti-rassistischen Widerstand in künstlerischer Form, z.B. über Veranstaltungen oder öffentliche Briefe.

mit sich selbst verhandelt, geschweige denn mit anderen geteilt werden konnten. So erzählte Ivana, dass sie darüber eigentlich nicht nachdenken mochte, es aber nicht ausschloss, dass rassistische und sexistische Klischees beim Kennenlernen ihrer Eltern eine Rolle gespielt haben könnten, was sie auch in anderen Familien oder Paarbeziehungen wahrnahm, die sie als »AFWM-Beziehungen« (Asian Female White Male) bezeichnete. Sie verhandelte damit auch den Gedanken als Kind das »Produkt von so Exotisierung und Fetisch« zu sein und wie sie mit diesem schwer erträglichen, Ekel auslösenden Gefühl umgehen könne. Manche Frauen berichteten davon, dass ihre weißen deutschen Väter in Beziehungen mit ostasiatisch rassifizierten Frauen vor ihren Müttern waren oder dass die Väter vor dem Kennenlernen der Mutter für sie prägende Reisen nach Ostasien unternommen hatten. Wie auch Ivana ausgedrückt hatte, war für viele eine zentrale Umgangsweise die Verdrängung dieser Gedanken. Jedoch hinterließ das Wissen um die Ex-Partnerinnen oder Reisen ein Gefühl des Unwohlseins und ein heimliches Hinterfragen der Entstehung ihrer Familien aus romantischer Liebe in Form der glücksversprechenden Figur »the love that knows no colour« (Haritaworn 2012, 136). Diese affektive Orientierung, die – als Kind von interkulturellen Paaren, deren Liebe keinen Rassismus kenne – »Normalität« und »Glück« verspricht, nahm ich häufig in den Lebensgeschichten wahr. *Doing happy mixed race* kann damit zu einer zentralen Komponente für die Erfüllung der Sehnsucht nach der glücklichen »Rassismus-freien« multi-kulti-Gesellschaft in Deutschland gezählt werden (Ahmed 2010; Haritaworn 2012, 22, 123). Die Aufgabe ist hierbei den Mythos einer bestehenden und weiter nahenden post-rassistischen Gesellschaft in Deutschland zu bestärken, die sich ohne dezidiert anti-rassistische Strukturänderungen automatisch einstellen wird, je mehr multi-rassifizierte Familien und Menschen entstünden. So kann Rassismus weiter ausschließlich als Problem von Rassismus unterdrückten Menschen betrachtet werden, die die alleinige Verantwortung tragen mit Rassismus umzugehen. Die Herstellung der außerordentlich glücklichen multi-rassifizierten Figur erfordert komplexe affektive Anstrengungen sowie Abwertungen und Ausschlüsse von z.B. Sexarbeiter*innen. Sie erschafft damit gleichzeitig Hierarchien in transnationalen diasporischen Räumen zwischen »respektablen« süd-/ostasiatisch rassifizierten Frauen, die nach Deutschland migrieren und Frauen, die dieser Migrationsbewegung aufgrund von Sexarbeit oder arrangierten Ehen »einen schlechten Ruf« geben (ebd., 136). So geben folgende Aussagen von Olivia und Linda einen Einblick in die affektive Anziehungskraft von »the love that knows no colour« bzw. noch mehr in die beschämende Wirkung der Figur der »Katalogbraut«:

Olivia: »Also, was immer wieder aufkommt (Pause) ist, dass Leute meine Eltern sehen und sagen: ›Ah! Der hat sich 'ne Frau aus'm Katalog gekauft‹ und meine Mutter dann zu mir sagt: ›Ich bin Koreanerin und keine Thailänderin, koreanische Frauen kauft man nicht im Katalog‹ und ich zu meiner Mutter sage: ›Mama, du bist gerade rassistisch gegenüber thailändischen Frauen [...] ich möchte kein Teil von solchen Anschuldigungen sein‹. Trotzdem musste meine Mutter [das] oft genug in ihrem Leben erfahren und hab das mitbekommen, dass (Pause) sie sehr angeguckt wird, auf großen, wichtigen Veranstaltungen bei der Arbeit von meinem Papa-, und da vornehmlich weißes Publikum ist, da sticht so jemand wie meine Mutter natürlich raus, da fällt es leicht zu sagen: ›Ach, guck mal hier so 'ne gekaufte Frau‹ (Pause) ich glaube, das ist harter Rassismus

(Pause) das glaub ich nicht nur, sondern das ist harter Rassismus! Und trotzdem denke ich, dass man genau zu diesen Leuten hingehen und sagen muss-, pass mal auf! (Pause) (gereizter, zunehmend wütender Ton) das und das ist die Realität, unsere Mütter sind freiwillig nach Deutschland gekommen [...] das ist genau dasselbe was den türkischen, italienischen, griechischen Gastarbeitern passiert ist [...] ihr verdankt diesen Menschen die Hälfte dessen was ihr heute habt und dann auf diese Menschen zu zeigen, die ihre Heimat und ihre Familien verlassen haben, um hierher zu kommen, weil sie Hoffnung in ein neues Leben hatten, aber gleichzeitig eurem Land Hoffnung gegeben haben, das ist was, wo ich sehr, sehr emotional und stark drauf reagiere! Wenn ich sowas mitkriege, werde ich richtig sauer!« (Olivia, Mai 2021).

Olivia bezeichnete die Erfahrungen ihrer Mutter als »harte[n] Rassismus« und hielt es für wichtig »genau zu diesen Leuten« zu gehen und ihnen zu erklären, dass »unsere Mütter« aus respektablen Gründen über das damalige »Gastarbeiter*innen«-System nach Deutschland gekommen waren. Die Beschämung, die aus dem regelmäßig heimsuchenden Geist der »Katalogbraut« erstieg, übte immense affektive Kraft auf Olivia und viele weitere Gesprächspartnerinnen aus. Olivias Aussagen demonstrieren auch, inwiefern sie den schmalen Grat verspürte, sich zwischen der vehementen Zurückweisung der diskriminierenden Aussage ihrer Mutter über thailändische Frauen⁴ und der Ablehnung der intendierten Beschämung ihrer Mutter als »gekaufte[r] Frau« zu positionieren. Linda wiederum vertraute mir an, dass sie die Beschämung während der Schulzeit insoweit verinnerlichte, dass sie die Distanz zu »Sex-Tourismus oder Scheinheirat« mit eigenen Beteuerungen der Respektabilität der Beziehung ihrer Eltern aus Liebe und damit von sich selbst herstellte:

»Ich hatte mal ein Mädchen in der Klasse, die war halb Thai, halb Deutsch und dann kam immer so »Ah ja, gekauft, Katalogfrau« irgendwie und dass ich dann oft, wenn ich gesagt hab, ja, mein Vater ist Deutscher, meine Mutter ist Koreanerin (Pause) das wurde mir zwar nie so gesagt, aber ich hatte dann immer das Gefühl, ich muss dann sagen, die haben sich in Deutschland kennengelernt, ich dachte, ich muss das direkt aus dem Weg räumen und hier gar keine Gerüchte oder Vermutungen zulassen, dass da was mit (Pause) Sex-Tourismus oder Scheinheirat oder was auch immer stattfindet« (Linda, Aug. 2020).

Im Kontext des historisch »unglücklichen Erbes«, das multi-rassifizierte Menschen verfolgt (ebd., 97), werden Lindas und Olivias Bekräftigungen – dass sich die Eltern in Deutschland kennenlernten (Linda) oder dass die Mutter freiwillig nach Deutschland

4 Dass in Deutschland v.a. thailändische Femininität als »always already prostituted« re-produziert wird, wurde auch in den Zeugnissen der Frauen deutlich. Diese Gleichsetzung muss in eigener Besprechung kritisch auf ihre Funktionen spezifisch für den Kontext Deutschlands geprüft werden (vgl. Haritaworn 2012, 136). Genauso bedürfen Sexarbeit, Sextourismus und Rassismus als mehrdimensionale, komplexe Themenbereiche einer eigenständigen Diskussion (s. z.B. Probst 2023). Die Problematisierung dieser dominierenden Lesart von süd-/ostasiatischen Weiblichkeiten erfordert eine besondere Sensibilität, um dabei keine Stigmata über Sexarbeiter*innen oder ungleiche Machtverhältnisse hinsichtlich Geschlecht, Sexualität oder Klasse zu verstetigen (Haritaworn 2012, 134, 136–137).

kam (Olivia) – begreiflich. Sie können als Wunsch eingeordnet werden, sich konform an Institutionen und Werten zu orientieren (hier: Romantische Liebe und Heirat bzw. offizieller Arbeitsvertrag als respektable »Gastarbeiterin«), die »Normalität« und »Glück« verheißen, anstelle von Scham (vgl. ebd.). Schließlich ist auffällig, dass die Beziehungen der Eltern stets Bilder hervorriefen, die exklusiv die Frauen bzw. Mütter in abwertender Weise betrachteten. Das Thema der Illegitimität ist so deutlich in den Zeugnissen über die elterlichen Beziehungen zu identifizieren; eine Illegitimität, die sich weiter in die Körper meiner Gesprächspartnerinnen einschrieb und der ihre Eltern kaum etwas entgegengesetzen konnten, wie das nächste Unterkapitel zeigt.

5.1 Eltern

»Meine Eltern waren null vorbereitet...« (Romy)

Die Rolle der Eltern nahm bei allen Treffen sehr viel Raum ein und würde eine eigene Forschungsarbeit ausfüllen. Für den Großteil meiner Gesprächspartnerinnen gehörten die biologischen Eltern zu den engsten Bezugspersonen in der Kindheit. Weitere Bezugspersonen stellten die Großeltern, Geschwister, Tanten, Onkel oder Nachbar*innen dar, die in 6.1. genannt werden. Die Unterkapitel 5.1. bis 5.3. fokussieren MRP, die v.a. von den Eltern ausgingen, und zwar in den für MRP zentralen Bereichen Körper und Sprache, um einen Überblick darüber zu verschaffen, was MRP in den Leben der Frauen bedeuten konnten. Dafür präsentiere ich die Erinnerungen einzelner Gesprächspartnerinnen, die exemplarisch für wiederkehrende Themen bzgl. der affektiv-rassifizierten (Macht-)Dynamiken zwischen Eltern und Töchtern standen. Die Vorstellung dieser auch historisch-strukturell bedingten Dynamiken erfolgt in Kapitel 5 deshalb ausführlich, da sie das Fundament dafür bildeten, wie die Frauen im weiteren Lebensverlauf mit MRP umgingen (vgl. ebd., 59).

In der vorliegenden Arbeit kann nur vereinzelt auf die Besonderheit der Migrationsgeschichte aus Nordkorea in die DDR und die auseinandergerissenen Familien eingegangen werden, die eigenständigen Diskussionen bedürfen (s. Kang-Schmitz 2011; Cho 2016; Voigt 2016). Deutlich wird aber anhand Simones Erinnerungen, warum sie ihre Familie als »Opfer des Kalten Krieges« betrachtete. Ohne ihren Vater aufwachsen zu müssen, hatte für sie und ihre Mutter, über das emotionale Trauma hinaus, eine angespannte finanzielle Lage bedeutet. Simones Aufwachsen war zudem von der Geheimhaltung des Vaters durchzogen; einerseits aus Angst vor dem nordkoreanischen Geheimdienst, andererseits aufgrund der Beschämung der Mutter für die Beziehung zum Vater. Simone erinnerte sich an die damit verbundenen quälenden Gefühle:

»Ja, was für mich quälend war irgendwie-, das war in der Schule [...] da hat mich ein Vater aus der Klasse gefragt, wie mein Vater heißt [...] natürlich wusste ich wie mein Vater heißt, aber das wollte ich ja nicht sagen [...] Der Beginn dieser ganzen Heimlichtuerei war eigentlich-, naja, von Geburt an sozusagen, weil meine Eltern ja Angst hatten, insbesondere mein Vater, wenn es publik würde. Aber ich nehme an, der Geheimdienst hat es eh irgendwann mitgekriegt, dass er dann zurückgeschickt wird, was

einem Freund von ihm wohl passiert ist, von da an war das so drin dieses-, darüber reden wir nicht« (Simone, Feb. 2021).

Die Geheimhaltung des Vaters führte neben Qual und Scham u.a. dazu⁵, dass sich einige Frauen hauptsächlich als *weiße* Deutsche wahrnahmen, während sie aber von ihrer Umwelt konstant als *Andere* adressiert wurden. Über Annetts Lebensverlauf und drei Generationen hinweg wandelte sich allerdings der Umgang mit der Familiengeschichte von einer schamerfüllten Geheimhaltung der Herkunft des Vaters bis zum natürlichen Erzählen darüber:

»Meine Söhne, die hatten dann solche Begegnungen mit ihren Schulfreunden, wo 'se gefragt werden: ›Was is'n mit deiner Mutti? (lacht) Die kommt doch woanders her!‹ Und dann konnten sie aber immer erzählen [was denn der Hintergrund ist]. Es war anders. Irgendwie so ein unbefangener Umgang damit, einfach auch sehr, sehr schön. Für meine Mutter allerdings war das was ganz anderes, für sie stellt das bis heute ein Trauma dar [...] das ist sehr heftig, das ist heute ganz, ganz schwer zu verarbeiten. Das nehmen die Töchter natürlich mit, ne?« (Annett, Mai 2021).

Da für Annett und ihre Mutter ihre Familiengeschichte ein fortwährendes Trauma darstellte, empfand sie es als »*sehr, sehr schön*«, dass ihre Kinder heute einen »*unbefangenen Umgang*« damit pflegen konnten. Jedoch blieb die mit der Herkunfts-Abfrage einhergehende Rassifizierung über die Generationen hinweg gleich (»*Was is'n mit deiner Mutti?*«). Annetts als abweichend konstruierter Körper blieb in der multi-rassifizierten Kontrolle fixiert, indem auch ihre Kinder dazu angehalten wurden Auskunft über die Entstehung der Existenz ihrer Mutter geben zu sollen.

Die Lebensgeschichten der in der BRD aufgewachsenen Frauen waren mitunter ebenfalls von fehlenden Elternteilen geprägt, z.B. in Fällen von Scheidungen, Erkrankungen oder Todesfällen. Die fehlenden Elternteile wirkten sich in der Kombination mit MRP ebenfalls nachhaltig auf ihre Leben aus. Pia war nach der Scheidung ihrer Eltern bei ihrem *weißen* deutschen Vater und ihrer *weißen* deutschen Stiefmutter groß geworden. Sie erzählte, dass daraufhin der Kontakt zu ihrer Mutter komplett abgebrochen sei:

»Hab relativ früh diese ganze Verbindung zu meiner Mutter (Pause) aber auch kulturell die Verbindung verloren und sie dann auch ganz stark abgelehnt, ich hab wirklich gedacht, Korea gehört nicht zu mir und damit will ich nichts zu tun haben, brauch ich nichts zu tun haben« (Pia, Feb. 2021).

Linda wiederum befand sich nach der Trennung ihrer Eltern in dieser schwierigen Situation:

»Ich weiß, dass meine Mutter damals gesagt hat: ›Komm! Wir gehen alle nach Korea‹ und ich gesagt hab: ›Auf keinen Fall! Du kannst uns Kinder jetzt nicht mit nach Korea

5 Auch Annett meinte bei einem unserer ersten Treffen: »*Es gibt 'ne große Scham, dass du nicht so bist wie andere, die eben Väter haben oder ganz normale Familien haben*« (Annett, Jun. 2021).

nehmen!« Wir waren mitten in der Pubertät-, wie soll das funktionieren?! [...] Und ich da natürlich gaaanz stark gemerkt habe, diese Trennung, oohne Familie in Deutschland, war für sie super, super schwer [...] man hat hier nicht viel Unterstützung, man ist (Pause) alleine irgendwo, weil man halt Ausländerin ist in Deutschland [...] und unheimliches Heimweh hat auch« (Linda, Aug. 2020).

Doch auch bei Frauen, deren Eltern nicht getrennt waren, stellten die mitunter konfliktreichen Beziehungen zwischen den Eltern ein wiederkehrendes Thema in der Forschung dar. Darunter fanden sich v.a. Erlebnisse aus der Kindheit und Jugend, während der die Frauen Spannungen im unterschiedlichen Machtverhältnis zwischen den Eltern wahrnahmen und sich selbst oft als vermittelnde Personen zwischen Mutter und Vater wiederfanden. Hyun-a betonte in unseren Gesprächen oft die für sie belastende Rolle »immer zwischen den Eltern verhandeln zu müssen«, die sie auch heute als Erwachsene einnahm. Das Machtgefälle zwischen den Eltern war tief geprägt von vergeschlechtlichten und rassifizierten Klassen-Zugehörigkeiten. Bei Romy verkomplizierte sich dieses Machtverhältnis auf folgende Weise:

»Ich glaub einfach, dass der Elternteil, der Ausländer ist, der ist ja erstmal nicht in seiner Umgebung und nicht in seinem Recht in gewisser Weise, ne, und jetzt so in traditionellen Ehen ist es sowieso in Deutschland auch so gewesen, dass die Frau sich unterordnet und dann ist es natürlich für die Frau nicht sehr schön-, aber irgendwie sind zumindest die äußeren Parameter klar [...] bei mir war's halt so, der Vater ist der Ausländer [...] ich denke wenn er alleine gewesen wäre, wäre er vielleicht nach Korea zurückgegangen, aber er hatte ja dann diese deutsche Familie und war dann auch so'n bisschen in 'ner Patt-Situation, weil meine Mutter auch kein Koreanisch konnte und natürlich überhaupt keine Lust hatte nach Korea auszuwandern [...] sein ganzes Selbstwertgefühl hat halt eher gelitten und als Mann konnte er sich auch nicht so da rein orientieren, dann bin ich halt Hausmann oder so, meine Frau verdient das Geld [...] mein Vater hatte auch keinen Job so richtig und ich habe mich quasi mein ganzes Heranwachsen für ihn geschämt eigentlich, sobald die Sprache drauf kam, ja, was macht denn dein Vater« (Romy, Mär. 2021).

Neben dem »umgekehrten« Rollenverhältnis von Mutter und Vater in Romys Familie, erinnerte Romy sich daran, dass der Umstand für ihren Vater »keinen so richtigen Job« zu haben, sich stark negativ auf sein Selbstwertgefühl ausgewirkt hatte. Diese Scham übertrug sich damals auch auf Romy. Aus heutiger Sicht verortete sie aber, dass die rassistischen Strukturen des deutschen Arbeitsmarkts für den Vater erhebliche Hürden bedeuteten hatten, seinen »Platz zu finden«. Ein Machtgefälle erkannte auch Sofia in Hinsicht auf das Verhalten ihrer Mutter, das für sie bis heute unverständlich blieb:

»Das ist was, was ich nie verstanden hab, dass [meine Mutter] eigentlich an Korea (Pause) kein wirkliches Interesse hatte (Pause) für sie war das so irgendein Land [...] sie hat auch nicht Koreanisch gelernt oder sich für koreanisches Essen interessiert [...] nicht so wie du's erwarten würdest, dass du schonmal die Basics weißt [...] aus heutiger Sicht denke ich (Pause) irgendwie überheblich (Pause) also das Deutsche so über das Koreanische zu stellen (Pause) so bei ganz banalen Sachen, ich mein, es gibt eben fast kein

koreanisches Essen ohne Sesamöl [...] dann kamen immer so Sprüche von ihr, dass sie das eklig findet (Pause) da hab ich immer gedacht wie das für meinen Vater gewesen sein muss (Pause) das ist ja verletzend, oder?« (Sofia, Jun. 2021).

Das Desinteresse und die Marginalisierung des koreanischen Elternteils, wie Sofia im Fall ihrer Mutter beschrieb, war auch in anderen Lebensgeschichten wiederzuerkennen. Sofias Aussage ist deshalb so aufschlussreich, da der westlich-europäische Blick auf die beiden Koreas lange Zeit in abwertender Weise von Unterlegenheit geprägt war/ist, was sich wiederum auf die Kinder und ihren Umgang mit MRP auswirkte, wie später noch deutlich wird. Die historisch-strukturellen Bedingungen und die dadurch bedingten Machtdynamiken innerhalb der elterlichen Beziehungen bildeten demnach die wesentliche Ausgangslage für MRP innerhalb der Familien. Linda, die zuvor von der Trennung ihrer Eltern gesprochen hatte, erzählte davon, dass ihre Mutter den Versuch einer »koreanischen Erziehung« unternommen hatte, diesen aber letztlich aufgab, da ihre Kinder »zu deutsch« dafür gewesen seien:

»Das, was meine Mutter [in Korea] an Erziehung erfahren hat, das wollte sie einfach an uns weitergeben, weil sie nichts anderes kannte. Und da aber sofort gemerkt hat, okay, das so durchzuziehen in Deutschland, ohne jetzt 'ne Freundin zu haben oder irgendjemand anderes, der sagt ›Ich mach das genauso, ist ganz normal‹, war super schwer und hat halt auch nicht funktioniert, weil wir einfach viel zu- (Pause) sie hat dann oft gesagt: ›Ja, ihr seid deutsche Kinder!‹ Und für mich war das dann immer so, ja, was soll das jetzt heißen?? Also, ich bin jetzt kein-, also koreanische Kinder hab ich immer so verstanden, das sind die besseren Kinder, ne, also deutsche Kinder waren immer die, die so Blödsinn gemacht haben, Schule geschwänzt und sowas« (Linda, Aug. 2020).

Die Einordnung der Kinder als Deutsche – bei Lindas Mutter als Folge der schwierigen Umsetzung einer »koreanischen Erziehung« – fand sich auch bei ihrem weißen deutschen Vater und der Familie väterlicherseits wieder, nur aus anderen Gründen:

»Mein Vater hat vor paar Monaten so'n flapsigen Satz gesagt [...] es ging um nicht-ganz-Deutsch-Sein und wie man wahrgenommen wird und wie man sich selber fühlt und was die andere Kultur für 'ne Rolle spielt und da hat mein Vater gesagt: ›Ja stimmt, mir war das gar nicht so klar‹. Ich war so richtig entrüstet, dachte mir so, hä?! Also, du hast ja wohl mitbekommen, dass du 'ne Koreanerin geheiratet hast und dass deine Kinder dann halt halb-koreanische Kinder sind! Und er war so: ›Ja, aber irgendwie war das wie so 'ne Art Betriebsblindheit, ihr seid halt meine Kinder, ich hab das nicht so auf dem Kasten gehabt, dass es ja eigentlich für euch 'ne Herausforderung ist oder zumindest was anderes noch da ist, weil ihr eben auch- (Pause) nicht ganz deutsch seid‹. So! Und das erleb ich bei meiner deutschen Familie relativ häufig« (Linda, Mai 2021).

Aufgrund Lindas Erfahrungen in ihren Lebenswelten und ihrer eigenen Einordnung als »Halb-Koreanerin«, war sie »richtig entrüstet«, wie ihr Vater ihre Herausforderungen »nicht ganz deutsch« zu sein bzw. so wahrgenommen zu werden, aufgrund von »Betriebsblindheit« verdrängt hatte, was in ihrer Familie väterlicherseits bis heute stattfand. Während diese späte Erkenntnis des Vaters auf Linda entrüstend wirkte, stellte sich diese für den

Vater jedoch als eher unerhebliche Überraschung dar. Auf der anderen Seite entschieden sich viele Familien bewusst dafür, ihre Kinder als »Deutsche« zu betrachten, womit *weißes* Deutsch-Sein als Norm re-produziert wurde, worin eine implizite Hoffnung vermutet werden kann, dass die Kinder es so in einer *weißen* Dominanzgesellschaft »leichter« hätten. Die diversen Gründe für diese Entscheidung, die diese Vermutung stützen, stelle ich mit Blick auf die Spracherziehung in 5.3. vor. *Weiß*-Sein in der Familie wurde aber noch in anderer Hinsicht bedeutsam. In Familien mit einem *weißen* Elternteil stellte es eine besonders schmerzvolle bis zu einer bedrohlichen Erfahrung dar, wenn *weiße* Elternteile die Rassismuserfahrungen ihrer Partner*innen und/oder Kinder nicht anerkannten. Tanja erzählte von einem Familienurlaub in ihrer Jugend in den 90er Jahren:

»Also, 'ne krasse Sache war-, da haben wir Urlaub an der Ostsee gemacht, und ja-, das waren die 90er, 'ne Zeit, wo dort wirklich (Pause) echt viele Neonazis am Start waren und die haben sich halt vor dem Ferienhaus getroffen. Es waren wirklich Glatzen, Kampfhunde, Bomberjacken und meine Schwester, meine Mutter und ich [...] wir hatten halt echt Schiss und mein Vater hat aber die ganze Zeit so getan, als ob wir übertreiben würden: »Ach, die sind gar nicht so, die sind harmlos, nicht so schlimm.« Er hat in dem Sinne unsere Gefühle gar nicht ernst genommen [...] ich weiß noch genau, dass die dann ab und zu mal mit meinem Vater spazieren gegangen sind, dann sind wir auch wirklich in den Wald, ne, wir haben dann so Ausflüge gemacht, und ich hatte immer Schiss, und ich wusste halt, mein Vater kann uns nicht schützen und die ganze Zeit war ich in so 'ner-, okay, ich muss mich bereithalten vielleicht schnell wegzulaufen-Stimmung, und konnte das aber irgendwie nicht artikulieren, also ich hatte schon so 'ne Angst- (Pause) darüber konnte ich auch nie- (Pause) nie mit meinem Vater sprechen-, bzw. er hat die Male, wo wir's probiert haben, hat er's immer so abgetan, als übertrieben, als Quatsch, ach, ihr spinnst, so.« (Tanja, Feb. 2021).

Die absolute Negation der akuten Angst der Familie durch den Vater, wie von Tanja hier geschildert, war kein Einzelfall. Auch bei Erzählungen weiterer Frauen, die expliziten rassistischen Aggressionen gegenüberstanden, wurde die fehlende Anerkennung und damit praktische wie emotionale Unterstützung *weißer* Elternteile wiedergegeben. So wurde im Verlauf der Forschung, die für alle Gesprächspartnerinnen einen reflektierenden Rückblick auf die Eltern beinhaltete, die Frage bedeutsam, ob die Eltern auf ihre Kinder und die damit einhergegangenen Rassismuserfahrungen »vorbereitet« gewesen waren. Die überwiegende Mehrheit beantwortete diese Frage ohne lange zu überlegen mit einem klaren: »Nein, auf keinen Fall!«. Bis auf Marias Mutter, die sich nach ihrer Migration aus Südkorea nach Deutschland zum Thema Rassismus politisierte und dies mit Maria besprach, waren laut aller weiteren Frauen keine der Eltern auf das Thema Rassismus (geschweige denn Rassismus innerhalb der Familie) vorbereitet. Insgesamt erschien es so, dass die *weißen* Elternteile eher dazu neigten, die Rassismuserfahrungen der Töchter zu bagatellisieren, was Romy z.B. als Überforderung bei ihrer Mutter einordnete. Den nicht-*weißen* Elternteilen widerfuhr selbst rassistische Ausgrenzungen, jedoch konnten sie diese oft nicht als Rassismus benennen, was Ha-yun bei ihrer Mutter als Selbstschutz-Strategie betrachtete, um sich nicht als Opfer zu fühlen oder Ji-eun sich mit fehlenden Zugängen zu Bildung über Rassismus erklärte. In diesem Rahmen sprach Romy von den Machtunterschieden zwischen Kindern und Eltern. Sie schlussfolgerte,

dass ihre Eltern die Erfahrungen ihrer multi-rassifizierten Kinder aufgrund ihrer eigenen mono-rassifizierten Zugehörigkeiten nicht nachvollziehen konnten, aber auch nicht antizipierten, welche Erlebnisse sie als multi-rassifizierte Familie machen würden und wie sie damit umgehen könnten. Sie sagte:

»Meine Eltern waren null vorbereitet [...] meine Mutter wollte von uns nie hören, von unseren Problemen, da wurde nie danach gefragt [...] Also, sie hat gern Komplimente genommen von anderen, weil, ach, wir waren ja so gut in der Schule, wir waren ja so nett und so hübsch und alles, das hat sie sehr gerne genommen, aber über unsere Probleme wollte sie eigentlich nichts hören (Pause) bzw. vielleicht schon, vielleicht bin ich jetzt ungerecht, ich kann mich aber nicht erinnern, dass sie jemals gefragt hat [...] vielleicht hab' ich auch nie was erzählt, einfach weil ich spürte, das überfordert sie, also ich hab eher so'n Eindruck-, nicht so-, ach ich will davon nichts wissen und mach's mir hier gemütlich, sondern eher, ich will's nicht wissen, weil ich weiß eh nicht, was ich dazu sagen soll und es überfordert mich komplett und dadurch war das halt nie Thema« (Romy, Mär. 2021).

Für Romys Erfahrungen als multi-rassifiziertes Kind sah sie weder in ihrer Mutter noch in ihrem Vater noch über den Familienkreis hinaus eine Vertrauensperson:

»Hatte auch so gar nicht die Idee mich da im Außen jemandem anzuvertrauen über das Halfie-Sein [...] du bist ja isoliert, du hast das Gefühl, du bist eben so anders als alle anderen und du bist so einsam! Ich hab so das Gefühl von Einsamkeit aus meiner Kindheit und am besten ging's mir eigentlich, wenn so gar kein Mensch da war, wenn ich allein durch die Natur bin oder mit paar guten Freundinnen, die ich hatte, dann waren wir immer draußen, am Bach, in der Wiese, mit dem Rad [...] das war eigentlich besser als mit vielen Leuten irgendwo zu sein« (Romy, Mär. 2021).

Romys Erinnerungen offenbarten die schwerwiegende Erfahrung, sich so anders und einsam zu fühlen, dass für sie gar nicht an die Möglichkeit gedacht werden konnte, sich einer anderen Person damit anvertrauen zu können. Die Orte, an denen sie wieder Kraft holte, waren somit äußerst aufschlussreich. Diese befanden sich in der Natur, entweder mit guten Freundinnen oder »wenn so gar kein Mensch da war«. Romy gab damit einen wichtigen Einblick in die isolierenden MRP in der Kindheit, die nur in Relation zu anderen Menschen zu Tage traten. Auch die Zeugnisse weiterer Frauen legten offen, dass MRP eine einsame Erfahrung für sie darstellten, wie es auch die Psychologin Mitchell für multi-rassifizierte Kinder einordnet und von MRP als einer »lonely experience« spricht (vgl. Mitchell 2021). Das bedeutet nicht, dass in mono-rassifizierten Familien keine Vereinsamung der Kinder oder eine Empathielosigkeit zwischen den Generationen entstehen kann, jedoch kann sich bei multi-rassifizierten Familien eine spezifische Form der Einsamkeit entwickeln. Die Eltern – als zentrale Bezugspersonen für fast alle Gesprächspartnerinnen – konnten in ihrer mono-rassifizierten Positionierung das Erleben ihrer Kinder nicht nachempfinden. Zeitgleich konnten sich die Kinder für einen konstruktiven

Umgang mit MRP nicht an den *Emotionsrepertoires* der Eltern orientieren⁶. Sie mussten daher auf sich allein gestellt Prozesse des Affizierens und Affiziert-Werdens in MRP einordnen, wofür kaum kulturell etablierte Bezeichnungen für Emotionen existierten, über die sie einen Sinn aus ihren Erfahrungen hätten ziehen können, geschweige denn mit denen sie sich hätten weiter anvertrauen können. Die noch gängigste und kulturell lesbarste Bezeichnung der Frauen für ihre frühen Erfahrungen fiel unter den Begriff »*Identitätskrise*«, der immer wieder bei den Treffen auftauchte. Ihre Erfahrungen damit multi-rassifiziert zu werden als »*Identitätskrise*« zu fassen, ergab u. a. deshalb Sinn, da multi-rassifizierte Personen historisch lange als verwirrt und ›zwischen den Stühlen‹ sitzend hergestellt wurden. Das, was also viele Gesprächspartnerinnen »*ihre Identitätskrise*« nannten, die für sie als multi-rassifizierte Personen vorprogrammiert schien, offenbart sich unter einem rassismuskritischen Blick als ›Rassismuskrise‹, die einen durchdringenden Platz in allen Leben einnahm. Nicht zu missachten ist, dass Gefühle der Einsamkeit und Nicht-Zugehörigkeit mit weiteren Faktoren in den Leben der Frauen hochkomplex zusammenhängen, die nicht alle dargelegt werden können. Dennoch wurde deutlich, dass ein zentrales Fundament für die Einsamkeit zusammen mit MRP entstanden war. Wie MRP weiter maßgeblich erfolgten, erörtere ich nun an den multi-rassifizierten Körpern der Frauen.

5.2 Multi-rassifizierte Körper

»Wenn es bei mir 'ne Scham gab, dann [...] eher mit'm Aussehen« (Simone)

»Wenn es bei mir 'ne Scham gab, dann hatte es eigentlich nicht spezifisch mit Korea zu tun, sondern eher mit'm Aussehen, anders sein, ne [...] als Kind wollte man nicht besonders sein, man wollte eigentlich in der Menge mitschwimmen« (Simone, Feb. 2021).

Die Körper der Frauen wurden kontinuierlich durch alle Lebensphasen hinweg, durch sezierende Blicke als »*anders*« und als ›Mischung‹ aus getrennten »*Menschenrassen*« hergestellt. Bei vielen Frauen führte dies zu Schamgefühlen über den eigenen Körper, so wie Simone dies hier geteilt hatte. Im folgenden Einblick über die MRP der Körper der Frauen und ihren Umgang damit, werden grundlegende thematische Schwerpunkte dargelegt, die die Frauen ein Leben lang begleiteten. In ihren Erfahrungen fanden sich die Pathologisierungen als auch die fetischisierende Zelebrierung ihrer Körper wieder. In Milas Fall ging dies von ihrer Mutter aus:

»Meine Mutter hat uns von sehr früh an, sehr viel Selbstbewusstsein gegeben-, uns immer gesagt, wenn man gemischt-, dass dieses gemischt-Sein-, wir sind so die Schönen und Stärksten, es ist richtig gut, wenn so verschiedene Kulturen gemischt sind [...] jetzt denk ich, das war von meiner Mutter irgendwie-, dass sie das so aktiv beigebracht hat [...] dass sie das gemerkt hat, dass z. B. auch in Korea so mixed race Leute ziemlich diskriminiert werden und überall so« (Mila, Jun. 2020).

6 Im Expertin-Interview mit Alissa Paris (MidWestMixed) unterstrich sie die zentrale Rolle engster Bezugspersonen im Leben von jungen multi-rassifizierten Menschen mit der wichtigen Frage: »Who did we learn from being mixed?«.

Die Erziehung von Milas Mutter eröffnete verschiedene Dimensionen wie MRP in der Mutter-Tochter-Beziehung bedeutsam gemacht wurden. Einerseits ging Mila auf das Bewusstsein ihrer Mutter über die Diskriminierung multi-rassifizierter Menschen ein. Mila vermutete, dass sie sich aufgrund dessen aktiv für solch eine Erziehung entschieden hatte, um ihre Kinder vor den Verletzungen durch Diskriminierung zu schützen. Andererseits muss die Herstellung besonders ›schöner‹ oder ›starker‹ multi-rassifizierter Körper zwingend wieder auf eugenischen Denkweisen aufbauen, wodurch diese am Leben erhalten bleiben. Schließlich vertraute mir Mila an, dass die Erziehung ihrer Mutter jedoch nur wenig bei ihr gewirkt hatte. Sie schämte sich jahrelang dafür als »asiatisch« gelesen zu werden. Sich für den eigenen Körper zu schämen war für alle Frauen eine äußerst gewohnte Erfahrung. Hae-rim überlegte bei einem unserer Gespräche, woher ihre Scham über sich selbst in Kindheit und Jugend rührte:

»Es kann sein, dass ich so'n Verständnis davon hatte- (Pause) wer aus Deutschland kommt ist halt was Besseres, als wer aus bestimmten anderen Ländern und deswegen ist es irgendwie schamerfüllt, wenn man damit in Verbindung gebracht wird aus diesem und jenem Land zu kommen, vielleicht ging mir das mit Koreanisch-Sein so, aber es ist heute jedenfalls nicht mehr so (Pause) ich glaube eher, dass ich- (Pause) ich schäme mich persönlich quasi für Sachen wie z.B. (Pause) dass ich irgendwie komisch aussehe für manche Leute« (Hae-rim, Apr. 2021).

Die wertende Hierarchisierung der Länder Deutschland und Korea und welche Menschen mit welcher Herkunft »halt was Besseres« seien, verinnerlichte Hae-rim früh in ihrem Leben. Die Scham nicht »ganz« dem hierarchisch höher gestellten weißen Deutschsein zu entsprechen, hinterfragte sie über ihren Lebensverlauf. Weiter beschäftigte sie aber die Scham darüber, dass sie »komisch aussehe für manche Leute«. Das als komisch oder ambivalent erachtete Aussehen multi-rassifizierter Körper wurde in allen Lebensbereichen und -phasen für alle Frauen durch ihre Umwelt und mit zunehmendem Alter auch durch sie selbst hergestellt. Alle Frauen erinnerten sich in diesem Kontext im Detail an erste bewusst erlebte *Otherring*-Prozesse im jungen Alter. Vor diesem Hintergrund war eine weitergeführte Geschichte aus der *Story completion method* von Uta äußerst bemerkenswert. Der Anfang der Geschichte lautete:

Saskia ist in der 7. Klasse. Heute hatte sie in Mathematik Vertretungsunterricht durch Frau Neumann. Nach Unterrichtschluss verlassen die Schülerinnen und Schüler den Klassenraum, um in die Pause zu gehen. Saskia möchte auch in die Pause. Frau Neumann hält sie aber an und fragt, woher sie und ihre Eltern kommen würden. Saskia antwortet, dass ihr Vater aus Korea und ihre Mutter aus Ungarn ist. Frau Neumann lächelt: »Du bist so hübsch anzusehen, das haben deine Eltern gut gemacht!«

Uta wählte diese Geschichte aus und führte sie so weiter:

Saskia schaut Frau Neumann mit offenem Mund an. Frau Neumann sagt fröhlich: »Na, dann mal ab in die Pause mit dir! Bis morgen!«, und verlässt den Raum. Saskia bleibt erstmal wie angewurzelt stehen und fühlt sich komisch. Eigentlich hat Frau Neumann ihr doch ein Kompliment gemacht – aber irgendwie fühlt es sich gar nicht so toll an...

Sie geht leise und nachdenklich nach draußen. Die anderen spielen schon laut und ausgelassen im Pausenhof. Saskia stellt sich abseits und lehnt sich an die Schulhauswand, beobachtet die anderen. Sie hat plötzlich einen Kloß im Hals und kann nicht zu ihren Freundinnen gehen, obwohl sie es eigentlich will. »Was ist bloß los mit mir?«, denkt sie. Eben noch ein fröhliches und normales Kind, fühlt sie sich durch Frau Neumanns gut gemeintes ›Kompliment‹ plötzlich anders und in gewisser Weise beschämt. Sie wäre vielleicht lieber für ihre Intelligenz oder ihren Ideenreichtum gelobt worden – aber für ihr Aussehen?? Dafür kann sie doch gar nichts...! Der Tag ist irgendwie verdorben und auch wenn Saskia den Vorfall bald vergessen hat, ist es doch ein kleiner, haarfeiner Riss, der mit jedem weiteren unbedachten Kompliment, jeder weiteren Bemerkung über ihr ›Anderssein‹ wächst und sie von den anderen Kindern trennt – sie zu einer Fremden abstempelt.

Utas Geschichte war höchst aufschlussreich in ihrer Zusammenführung der fast unbeschreiblichen Affekte, die beim Zusammentreffen mit der Lehrerin entstanden und die Protagonistin Saskia auf einen Schlag von einem »fröhlichen und normalen« zu einem »anderen und beschämten« Kind verwandelten. Während die Lehrerin in ihrer Lesart des Kindes freudig erstaunt affiziert wird, sammeln sich laut Uta in Saskia eine Vielzahl an widersprüchlichen Gefühlen, die sie kaum in der Lage ist auszudrücken, geschweige denn vor ihrer Lehrerin. Uta listete konkret auf, was die Begegnung in Saskia auslöste: Die Lehrerin mit offenem Mund anschauen, wie angewurzelt stehen bleiben, sich komisch fühlen, leise und nachdenklich werden, sich abseits stellen, andere beobachten, einen Kloß im Hals und Selbstzweifel spüren, sich anders und beschämt fühlen, was alles zu einem »verdorbenen Tag« für Saskia führt. Hervorzuheben ist Utas Zusammenfassung zum Schluss: Saskia verblieb »ein kleiner, haarfeiner Riss«, der »wächst und sie von den anderen Kindern trennt«. Dieser Riss, der haarfein erscheint, wächst über den Lebensverlauf heran und trennt sie mit jeder neuen Re-Produktion ihres Körpers als von der Norm abweichend von ihrer Umwelt. Uta verband zahlreiche eigene Erinnerungen mit dieser Geschichte, insbesondere in Relation zu ihrer *weißen* Mutter:

»Die Geschichte hat mich echt getriggert, weil ich natürlich sehr oft auf mein Aussehen oder meine Eltern auf unser Aussehen angesprochen wurden und eben besonders meine Mutter als Mutter halt (Pause) ›Ach, Sie haben aber hübsche Kinder, sind die adoptiert?‹, diese absolute Trampeligkeit von manchen Menschen (Pause) einmal-, wir waren auf dem Markt [...] meine Mutter hatte dann bezahlt und uns später erzählt, dass die Verkäuferin meinte [...] ›Ach, das ist Ihre Tochter, die ist aber so hübsch!‹ [...] Für mich war's irgendwie (Pause) komisch halt, dieses komische Gefühl ist mir jetzt wieder eingefallen, konnte ich als Kind gar nicht so benennen-, aber dass ich diesen Vorfall im Kopf behalten hab-, kannst'e ja merken, dass mich das irgendwie beschäftigt hat [...] meine Mutter dachte, sie erzählt mir was Schönes oder ich wär jetzt stolz, dass ich hübsch bin (Pause) aber ich war eben nicht stolz [...] es hat mich wieder zu irgendwas Besonderem gemacht, was ich gar nicht sein wollte [...] so diese typische Haltung von jemandem, der denkt, der sagt einem jetzt was Schönes, aber eigentlich merkt er überhaupt nicht, dass er einen gerade innerlich verunsichert oder zerstört-, so hab ich das empfunden mit Saskia« (Uta, Apr. 2021).

Während Uta vermutete, dass ihre Mutter davon ausgegangen war, ihrer Tochter etwas Positives weitererzählen zu können, bedeutete dies für Uta eine weitere Herausstellung ihres Körpers als besonders und abweichend, was verunsichern oder zerstören kann, wie sie zum Ende sagte. Diese Erfahrungen prägten sie bis heute:

»Das prägt einen [...] als Kind bist du ja abhängig von dem, was die Großen, die Eltern, die Erwachsenen, die Lehrer-, die erklären dir die Welt und wenn die sowas sagen, dann spürst du irgendwo in dir drin, das ist unpassend, aber wie sollst du das in Worte fassen? [...] Wo so'n Kompliment eigentlich gar kein Kompliment ist, das ist das Blöde daran [...] weder die Eltern können uns da beschützen, weil die da nicht die Sensibilität für haben oder das gar nicht nachvollziehen können, und wir selber schon gar nicht, wir haben gar nicht den Wortschatz dafür, um uns da besser zu schützen oder was dagegenzuhalten. Wenn man was dagegenhält, dann kann man die Sache (Pause) löschen, aber so bleibt's halt bis ins Erwachsenenalter im Kopf« (Uta, Apr. 2021).

Dieser nicht-kathartische Gefühlszustand bzw. die verunmöglichte ›Löschung‹ ihrer Erlebnisse, wie Uta hier ausdrückte, ließen sie während unseres Gesprächs über Saskias Geschichte, zunehmend aufgebracht werden. Sie verwies dabei auch auf die auffällige unterschiedliche Affizierung des Kindes und der Lehrerin. Mit zunehmender Wut sprach sie weiter:

»Nur für Saskia war's komisch! Sie ist die Einzige für die's blöd war, weil über sie befunden wird, wie über 'ne Sache oder als ob da irgendein Verdienst dabei wär, wie sie aussieht (Pause) das ist auch noch das zusätzliche Pikante oder Brisante daran, dass das eigentlich nur wir verstehen können, die wir halt so gemischt sind, wenn so über unser Äußeres befunden wird, als wären wir ein Gemeingut, als dürfte es von aller Welt beurteilt werden« (Uta, Apr. 2021).

Utas Ausführungen, was so »pikant« oder »brisant« an dieser Erfahrung war, zeigten den doppelten Ausschluss Saskias und ihrerseits auf. Während ihr zunächst noch »haarfeiner Riss« über ihr Leben anwuchs, durfte und konnte sie ihre Wut darüber nicht ausdrücken. Denn Utas negative Affizierung war und ist für ihre Umwelt weder versteh- noch nach-fühlbar:

»Wenn wir das jetzt irgendjemandem sagen würden, der deutsch ist und solche Erfahrungen nicht kennt und wir sagen würden, wir haben da 'n Defizit [vom Aussehen her] gespürt, die würden uns dann so entgeistert anschauen und sagen [...] ›Wieso hattest du 'n Defizit wegen deines Aussehens?!‹ Die würden das überhaupt nicht verstehen, aber ja (Pause) glaube schon-, das ist unser Ding, damit müssen wir leben« (Uta, Apr. 2021).

Utas Einschätzung, dass Nicht-Betroffene auf ihre Wahrnehmung sicherlich »entgeistert« reagieren würden, da es sich auf den ersten Blick um Komplimente zu handeln schien, demonstriert die Unlesbarkeit *multi-rassifizierter Affekte* sowie das *affektive Gaslighting*, das auf dem verkürzten Verständnis der Funktionsweisen von Rassismus in Deutschland aufbaut. Uta erkannte zwar im Erwachsenenalter über ihre Wut, dass sie ihre Erfahrun-

gen als verletzend einordnen konnte, jedoch verblieb die Wut weiter ungelöst in ihr, da sie wusste, dass sie die rassifizierenden Personen damit nicht konfrontieren konnte.

Als Gemeingut angestarrt, beurteilt, vorgeführt oder gar angefasst werden zu wollen, bildete ein wiederkehrendes Muster in den Leben vieler Frauen. Dies begann im frühesten Baby- oder Kleinkindalter. Maria erinnerte sich an einen Aufenthalt mit ihrer Mutter in Südkorea:

»Ich weiß noch, wir sind übers Dorf gelaufen [...] dann kamen einfach ältere Damen und haben meine Haare angefasst (Pause) weil die weicher aussahen, heller, und wollten unbedingt wissen, wie sich dieses Haar anfühlt [...] das hat sich ziemlich übergriffig angefühlt (lacht kurz) ja (schnell ernster Ton) das war jetzt auch nicht weiter schlimm, es war nur sehr, sehr ungut, vielleicht hat's auch dazu geführt, dass ich mich als Kind nie richtig wohl in Korea gefühlt hab« (Maria, Feb. 2021).

Marias Bewertung ihrer Erfahrung, drückte sich in einem schnellen affektiven Wechsel von einem lachenden zu einem ernsten Tonfall aus. Einerseits war die Herausstellung ihres Körpers als außergewöhnlich »nicht weiter schlimm«. Andererseits war dieses Erlebnis »nur sehr, sehr ungut« und führte für Maria dazu sich in Korea unwohl gefühlt zu haben. Die Handlungen der älteren Frauen als grenzüberschreitend zu empfinden und so anzuerkennen, überwog letztlich das Gespräch mit Maria, auch wenn sie immer wieder zur Einordnung »nicht weiter schlimm« wechselte. Letztlich erfolgte die Herausstellung ihres Körpers über positiv intendierte Komplimente, die im ›regulären‹ Rassismus-Verständnis keine Diskriminierung darstellen. Dies erschwerte und kappte daher immer wieder den Zugang zu Marias Empfinden der Grenzüberschreitung. Doch auch Lotte und Eli thematisierten ihre negativen Gefühle in Bezug darauf vorgeführt zu werden. Lotte erklärte sich ihre Abneigung als Kind, aber auch heute als Erwachsene die koreanische Tracht 한복 (Hanbok) nicht anziehen zu wollen, folgendermaßen:

»Als kleines Kind-, ich wurde halt sehr viel vorgeführt [...] immer Komplimente gekriegt, immer viel Fokus auf mein Aussehen (Pause) auch diese ganzen Geschenke, diese feinen Kleider, die hab ich ja auch gekriegt, weil die Leute dachten, ich würde darin süß aussehen, ne, und vielleicht war das dieses Unterbewusste, ich hab wirklich keinen Bock mehr so vorgeführt zu werden und das wär glaub ich noch verstärkt gewesen im Hanbok, so- (ironischer Ton) »Oh, guck mal, dieses kleine, gemischte Mädchen hat 'en Hanbok an, ach wie süß!« Obwohl ich das damals nicht benennen konnte-, aber ich glaube, da stammt was von dieser Abneigung her. Wenn ich dieses Hanbok jetzt anziehe, dann werden ganz, ganz viele Fotos gemacht und ich muss ganz, ganz viel posieren und dann wird das an alle Leute geschickt und alle wollen mich damit sehen« (Lotte, Mai 2021).

Lottes Erinnerungen »vorgeführt« zu werden und »diese feinen Kleider« zu erhalten, worin sie betrachtet werden sollte, vermitteln einen Eindruck vom möglichen Sensationscharakter, den ein »gemischte[s] Mädchen« (im Hanbok) auslösen könnte. Lotte problematisierte weiter daran als junges Mädchen die Funktion einer ›hübschen Sensation‹ erfüllen zu sollen, mitsamt der komplexen Verstrickung der MRP von ihr im frühesten Alter. Sie vermutete, dass diese Verstrickung bei ihr zu einer Abneigung nicht nur gegenüber der

Tracht geführt, sondern sich in ihrer Jugend zu einer generellen Ablehnung gegen »alles Koreanische« entwickelt hatte. Eli wiederum erinnerte sich an eine Vorführung im Verein ihrer *weißen* deutschen Großmutter:

»Einmal-, das war ganz, ganz fürchterlich, aber wir haben bei der Vereins-Weihnachtsfeier meiner Oma-, also mein Bruder und ich haben was in Hanboks (Pause) zu koreanischer Musik vorgetanzt, meine Mutter hat mit uns das eingeübt [...] ich weiß nicht, ob sie selbst das mal gelernt hatte oder ob sie sich das frei ausgedacht hat-, kann auch sein, weil die [im Verein] würden ja alles kaufen, was koreanisch sei und traditionell (lacht) [...] wir waren so im Teenie-Alter und ich wollte das einfach nicht und ich konnte mich dagegen nicht wehren und ich hab's natürlich dann mitgemacht (Pause) ja (seufzt auf) [...] wir waren halt die Marionetten, die da (Pause) das koreanische Flair reingebracht haben. Ja-, 'ne ganz miese Erinnerung« (Eli, Feb. 2021).

Eli berichtete im Anschluss wie viel Wut sie damals empfunden hatte. Heute, mit Anfang 30, ordnete sie die Situation und ihre komplizierten Gefühle gegen ihren Willen vorgeführt zu werden, mit Verständnis für die Gründe ihrer Mutter so ein:

»Andererseits muss ich vielleicht anerkennen, dass es für die vorhergehende Generation, also meine Mutter, die Herangehensweise ist, um sich in irgendeiner Weise diese Akzeptanz und Bewunderung zu holen, für den Sachverhalt, für den man ansonsten Kritik erntet und Anfeindungen und sonst was für'n Mist halt (Pause) aber wir Kinder wurden halt instrumentalisiert dafür (lacht)«.

Eli überlegte im Gespräch welche Sichtweise sie heute noch auf die Motivation der Mutter anwenden könnte. Dabei kam das multi-rassifizierte Aussehen zur Sprache. Eli dachte laut nach, ob das ›ambivalente‹ Äußere ihres Körpers für ihre Mutter von Bedeutung war, zum einen für die ›indeutig‹ koreanische Vorführung im Verein, zum anderen aber auch als Erschwernis für die emotionale Bindung an ihre Kinder, wie Eli es von ihrer Mutter gegenüber ihrem eigenen Sohn wahrnahm, der meist als *weiß* rassifiziert wurde⁷. An der koreanischen Tracht wurden im Forschungsverlauf noch weitere starre Körperbilder ersichtlich. Als ich mit Diana über die Tracht sprach, sagte sie: »*Ich liebe es, wenn meine Mutter Hanbok trägt, weil sie halt auch die Ganz-Koreanerin ist, es sieht einfach wunderschön aus*«. Diana befand in unserem Gespräch, dass die Tracht ihrer Mutter viel besser stünde als ihr. Die Verbindung zwischen mono-rassifiziertem ›Koreanisch-Sein‹ als ›authentischem Koreanisch-Sein‹ und dass dadurch das Tragen der Tracht »wunderschön« wurde, nahm auch Mira bei einem unserer Treffen auf. Bei ihren Eltern zu Hause hatte sie die Tracht ihrer Mutter in Anwesenheit ihrer Eltern anprobiert. Beim anschließenden Treffen fasste sie zusammen, was sie dabei gefühlt hatte:

7 Diese Überlegungen tauchten auch bei Thea auf. Sie überlegte, inwiefern ein Zusammenhang zwischen dem unterschiedlich rassifizierten Aussehen ihrerseits und ihrer Schwester und der Beziehung zu ihrer koreanischen Mutter bestand. Thea sprach davon, dass sie im Vergleich zu ihrer Schwester häufig als »koreanischer« kategorisiert wurde. Thea fragte sich, ob nicht nur ihr größeres kulturelles Interesse an Korea, sondern auch das ›nähere‹ Aussehen am rassifizierten Äußeren ihrer Mutter, für eine größere emotionale Nähe zwischen ihr und ihrer Mutter gesorgt haben könnten, im Vergleich zu der distanzierteren Beziehung zwischen der Mutter und Schwester.

»Ich fand das echt total schön [...] aber schon auch so überhaupt kein Gefühl dafür zu haben, wie sich 'n Hanbok anfühlt oder wie lang der Rock sein muss, wie lang das Ober- teil (Pause) wie eng die Schleife sitzen muss, das war alles neu-, oder einfach so 'ne Wis- senslücke (Pause) dann hatte ich das aber an und hab mich auch im Spiegel angeguckt und hab mich gefühlt wie 'ne Prinzessin (lacht) [...] hab auch echt dann so'n paar Selfies gemacht [...] wenn ich die angucke kann ich nachempfinden, wie ich mich da gefühlt habe, und dass ich das auch total schön fand oder mich auch schön fand und gleich- zeitig guck ich das an und ich seh eben nicht aus wie 'ne Koreanerin (Pause) so dieses Idealbild (Pause) was man ja auch in Korea präsentiert bekommt, und dann immer so-, gucken so ganz lange, schlanke Hände aus den Ärmeln raus (lacht) also, wenn ich mich auf diesen Bildern angucke, sehe ich mein Halb-Sein in meinem Gesicht (Pause) dass die Features anders sind (Pause) als von diesen schööönen-, eigentlich doch Barbie- artigen Bildern dieser Hanbok-Schönheiten (Pause) und das ist jetzt nicht schlimm, aber das ist schon vielleicht so'n (Pause) Disconnect auf 'ne gewisse Art und Weise (längere Pause) ja« (Mira, Mai 2021).

Als Mira das Wort »Disconnect« aussprach, winkelte sie ihre Unterarme waagrecht an und führte beide Hände mit gespreizten Fingern in waagerechter Länge nicht zusam- men, sondern in entgegengesetzter Richtung eng aneinander vorbei. Sie drückte mit dieser Bewegung präzise die scheinbare Unvereinbarkeit ihres Körpers mit der korea- nischen Tracht aus. Sie erzählte weiter, dass auch ihr Vater kommentiert hatte, dass das Hanbok mit seinem weiten, ausgestellten Rock auch entgegen der »westlichen Silhouette« stünde; eine Beurteilung, die ich häufig von den Frauen vernahm, die das Tragen eines Hanboks auch deshalb ablehnten. Für Mira enthielt das Anziehen und Tragen des Han- boks sowohl positive als auch zweifelnde Gefühle darüber, wie die Kleidung sitzen sollte. Aus dieser »Wissenslücke« wurde schließlich eine Art Gefühlslücke. Der Druck ein spezifi- sches Wissen und Gefühl bzgl. eines ›richtigen‹ *Doing Koreanness* haben zu müssen, wur- de von den meisten Frauen als belastend empfunden⁸. Vor diesem Hintergrund wird ver- ständlich, dass sich manche Gesprächspartnerinnen ein ›eindeutiger‹ ostasiatisch rassifi- ziertes Aussehen wünschten, um sich in ihrem ›Koreanisch-Sein‹ berechtigter zu füh- len. Linda sagte: »Hab mir immer gewünscht so-, Mann! Wieso hab ich so 'ne europäische Nase bekommen?! Wär sie doch geblieben, wie sie war, als ich drei war«. Linda stellte allerdings die fast einzige Gesprächspartnerin dar, die diesen Wunsch schon in ihrer Jugend offen aus-

8 Hier lässt sich die Frage stellen, inwieweit mono-rassifiziert koreanische Frauen, die nicht zwin- gend das Wissen darüber besitzen, wie die Tracht angezogen und getragen werden soll, auf die gleiche Art und Weise ihre rassifizierte Zugehörigkeit infrage stellen würden.

formuliert hatte⁹. Im Gegensatz zu ihr thematisierten weitaus mehr Frauen den Wunsch als Kinder und Jugendliche als *weiß* deutsch betrachtet werden zu wollen.

Schließlich wurde die fetischisierende Herausstellung multi-rassifizierter, weiblicher Körper auch von den Eltern ausgeübt, insbesondere von den Müttern. Olivia wusste von ihrer Mutter, dass sie ihr als Baby immer über den Nasenrücken gestrichen und daran gezupft hatte, »damit die gerade wird [...] meine Mutter wollte nicht, dass ich diese koreanische Nase bekomme«. Als Olivia 18 wurde, bot ihr ihre Mutter an, in Südkorea eine Schönheits-Operation bzw. »쌍꺼풀 (Ssang-ggeo-pul)¹⁰ machen [zu] lassen«, was Olivia vehement ablehnte. Ähnliches erzählte Linda, deren Mutter ihr beim Aufwachsen sagte, dass sie »mindestens 1,70 groß werden« sollte: »Meine Mutter hat mir von irgend'ner Golfspielerin erzählt,

-
- 9 Umso geläufiger war dafür die Aussage vieler Frauen – die in Lindas Zitat bereits anklang – dass sie als Kinder »viel asiatischer« ausgesehen hätten, was sich über das Älterwerden »verwachsen« hätte. Eine interessante Aussage, die von der jeweiligen Umwelt dieser Frauen auch heute oft wiedergegeben wurde. So belustigte es Julie oder Miriam, wenn sie Leute zum ersten Mal kennenlernten und diese zunächst überrascht über die koreanische Herkunft der jeweiligen Elternteile waren und danach aber kommentierten, dass sie »das Asiatische jetzt auch« sehen würden. Julie erzählte mir: »Je älter man wird-, später ist [das Asiatische] nicht mehr so auffällig. Also, meine Kolleginnen, die man jetzt so später kennengelernt hat, die haben dann alle-, Ach so, ja?? Wenn das Gespräch [auf meinen Vater] kam. Dann ham'se aber nur gesagt-, mich angeguckt (Pause) ja, ja, doch, ja, wenn man dich jetzt anguckt (lacht) dann sieht man's, ne, so ungefähr (lacht)« (Julie, Nov. 2020). Trotz des auffälligen (innerhalb von Sekunden) abrupten Wandels in der Fremdwahrnehmung der Kolleginnen von Julies Körper, wurden rassifizierte Körpermerkmale weiter als biologische Gegebenheit re-produziert, welche dann auf einmal gesehen werden können oder die sich über den Lebensverlauf sogar »verwachsen« können.
- 10 쌍꺼풀 (Ssang-ggeo-pul) steht im Koreanischen für die doppelte Oberlidfalte im Augenlid. In Olivias Fall schlug ihr ihre Mutter eine Operation der Augenlider vor, auch Blepharoplastik oder Augenlidstraffung genannt, die innerhalb von Minuten diese Oberlidfalte chirurgisch kreiert. Sie gehört heute zu den gängigsten Eingriffen weltweit und soll einen »verjüngten- und wacheren« Blick herstellen (Deutsche Gesellschaft für Plastische, Rekonstruktive und Ästhetische Chirurgie 2022). In Korea geht dieser Eingriff zudem auf eine komplexe Geschichte an sich stetig wandelnden und umstrittenen Schönheitsidealen als symbolischem Kapital zur Aufwertung des eigenen sozioökonomischen Status zurück (s. ausführlich Holliday/Elfvig-Hwang 2012, 60, 71f.). Allerdings wird diese Art der Schönheitschirurgie in westlichen medialen oder akademischen Diskursen oft damit assoziiert, *weiß* europäisch oder »westlich« erscheinen zu wollen (ebd., 74). So folge ich Chows Ausführungen, inwiefern Rasse, Klasse und weitere Machtverhältnisse nicht nur eine Rolle darin spielen, wie diese Schönheitsideale kreiert werden, sondern auch darin, wer von wem nach den Gründen für diese Operationen befragt wird (Chow 2014a, 2014b). Je nach Kontext spielen vielerlei Faktoren eine Rolle, warum – wie in den hier genannten Fällen – die Mütter ihren multi-rassifizierten Töchtern welche Schönheitsideale nahelegten. Den Sinn, den die betreffenden Frauen daraus zogen, war aber davon geprägt, dass die Mütter gerade die sezieren *weißen* Anteile ihrer Körper hervorheben wollen würden. Welchen tatsächlichen Sinn die Mütter damit aus ihrer Sicht verbanden, müsste in eigenständigen Begegnungen mit den Müttern erörtert werden. Schließlich ist im Kontext von MRP zu nennen, dass die Blepharoplastik u.a. auf den US-Militärarzt und plastischen Chirurgen Millard im Korea-Krieg zurückzuführen ist (Holliday/Elfvig-Hwang 2012; DiMoia 2013; Lee 2015; Leem 2017). So sagte Millard 1955 aus, bei multi-rassifizierten Kindern aus koreanisch-US-amerikanischen Beziehungen in den USA die Oberlidfalte chirurgisch vornehmen zu sollen, damit sie sich besser »assimilieren« und mit ihrer Umwelt besser »verschmelzen« könnten (Lee 2015).

die Halb-Koreanerin ist, die Schlangenblut getrunken hat, und deshalb 1,80 groß geword-, einfach so bescheuerte Sachen!«. Und auch Lotte erzählte von ihrer Mutter:

»Ich erinnere mich an mehrere Dinge, die [meine Mutter] mir gesagt hat, die ich im Kopf behalten hab [...] das sind hauptsächlich Sachen, die mich damals schon gestört haben, aber wo ich erst jetzt richtig verstehe warum [...] dass sie gerne davon redet, dass ich so aussehe wie gerne alle koreanischen Frauen aussehen würden (Pause) was sie meint, ist-, meine Haare sind zwar dunkel, aber die sind halt braun, so'n Ton, den sich viele Koreanerinnen färben-, aufhellen [...] lange Wimpern [...] das kommt bei meiner Mutter sehr von so 'ner Art Stolz, so, meine Tochter ist halt hübsch und das ist, glaub ich, bei ihr sehr unschuldig, gar nicht mit irgendwelchen Hintergedanken-, aber ja, so ganz wertfrei is'es natürlich auch nicht (lacht) das hat mich immer schon-, irgendwas ist da komisch dran, aber ich habe nie so richtig verstanden, wieso ich das so fand« (Lotte, Nov. 2020).

Lotte erklärte, dass ihr ihr »komisches Gefühl« zwar schon damals den Hinweis darauf gegeben hatte, dass etwas nicht in Ordnung für sie war. Jedoch konnte sie dies erst im Erwachsenenalter und nach ihrer Auseinandersetzung mit Rassismuskritik ausformulieren:

»Ich glaube, dass das bisschen die Ebene hat, weil ich halt asiatisch mit 'nem weißen Touch aussehe, weißt du? Und dass ich – auch nicht nur – aber auch deswegen in ihren Augen hübsch bin [...] glaub unterbewusst war's so-, diese Art Schönheits-, dass das schon 'ne Rolle spielt [...] sie hat dann halt nur an meinem Gesicht dafür Komplimente gemacht, was nicht asiatisch ist [...] in der deutschen Schule hatte ich immer das Gefühl ich sei hässlich, weil alle immer die blonden Mädchen so cool fanden und so hübsch und dass jetzt aber mein Look-, oder unser Look, dieses so-, ethnically ambiguous (verdreht die Augen), dass das trendy ist und alle ganz toll finden [...] also, als ich in der Schule war [...] da war das halt nicht so, ne? Da fanden das noch alle hässlich, aber okay! (lacht)« (Lotte, Nov. 2020).

Die Wahrnehmungen von Lottes Körper, die je nach Kontext von »schön« zu »hässlich« wechselten, wandelten sich abermals im Erwachsenenalter zu einem fetischisierenden Blick auf ihren Körper als »ethnically ambiguous«, ein »trendy« Look, den jetzt »alle ganz toll finden«. Lottes Erfahrung als zeitgleich »schön«, »hässlich« oder »trendy« kategorisiert zu werden, wurde von fast allen Frauen in der Forschung wiedergegeben. Diese Herstellung der Ambiguität multi-rassifizierter Körper fasst Haritaworn als »the multiracializing encounter« zusammen, eine Begegnung, die an sich bereits zutiefst ambivalent ist. Diese Ambivalenz ist jedoch weniger auf die Körper der Frauen zurückzuführen als vielmehr auf die »histories of monstrosity and degeneracy«, die in dieser Begegnung aufgerufen werden, als auch auf die heutige Funktion als »Fetischobjekte«, die die Geschichte für diese Körper auszuradieren vermeint (Haritaworn 2012, 114f.). Die Reaktionen auf die so seziierten Körper konnten demnach Heiterkeit wie Horror auslösen. Milas Erlebnisse zeugten davon, was es bedeutete, dieser Willkür ausgesetzt zu sein:

»Man hat ja ganz viele positive Erfahrungen auch gemacht [...] so süß, so besonders, man ist ja gehätschelt und getätschelt worden, hat so viel positives Feedback bekommen, diese Seite gibt's ja auch in mir, so dieses-, man ist was Besonderes (Pause) was aber auch immer wieder komplett kippen konnte [...] in etwas, was in Führungsstrichen-, jetzt bisschen hart, aber so habe ich das empfunden, als ›abartig‹ galt, z.B. ich hatte einen Freund [...] der hat sich mal total (Pause) eklig über meine dunklen Armhaare-, dass ich dunkle Armhaare habe, da hat er-, auch in 'ner Gruppe, so'n komischen Spruch gemacht (Pause) und da kam man sich tatsächlich vor wie so 'ne (Pause) Aussätzige [...] einerseits wird man in Führungsstrichen so (Pause) gewählt, weil man halt irgendwie nicht so aussieht wie halt- (Pause) jeder und gleichzeitig aber auch deswegen diffamiert [...] dann kam die Scham immer wieder durch, dass ich immer das Gefühl hatte oder auch gesehen habe [...] du bist 'ne ganz eigene Sorte« (Mila, Jun. 2021).

In Milas Erlebnissen walteten die Geister der kolonialen und eugenischen Vergangenheit, wie die der Monster, die aus seziierten und miteinander unvereinbaren Körperteilen bestehen würden. Andererseits versprach ihr fetischisierter Körper in einer heteropatriarchalen Gesellschaft einen besonderen Wert und die Aussicht von männlicher Seite »gewählt« zu werden. Die Dehumanisierung Milas wurde so mittels pathologisierender wie zelebrierender Herausstellung ihres Körpers am Leben erhalten, bis Mila so beschämt an den Punkt kam, sich als »ganz eigene Sorte« wahrzunehmen. Die für den Lebensverlauf weiter grundlegenden MRP zeige ich abschließend am Thema Sprache auf.

5.3 Sprache

»Ich sehe zwar so aus, aber Mogelpackung! Ich sprech's gar nicht« (Pia)

An einem durchwachsenen Sommertag 2021 verabredete ich mich mit Mona in einem koreanischen Café. Die Warteschlange führte bis zur Tür hinaus und wir stellten uns an. Vor uns in der Schlange warteten zwei Frauen. Eine Frau nahm ich als ostasiatisch und die andere als weiß europäisch rassifiziert wahr. Sie unterhielten sich, aus meiner Wahrnehmung heraus, fließend auf Koreanisch. Vor dem Café fielen Monas und meine Blicke auf einen Aufsteller, der die Speisen auf Koreanisch wie Deutsch listete. Nach einer kurzen Weile fragte mich Mona ruhig: »Kannst du das alles verstehen?«, worauf ich erwiderte: »Ich kann zwar alles lesen, aber verstehe nicht alles.« Mona reagierte mit belustigter Erleichterung: »Ah! Gott sei Dank, dann bin ich nicht alleine!«. Über ihren Ausruf lachten wir danach gemeinsam, andererseits schwang dabei ein nervöses Schamgefühl in der Luft mit, das von uns beiden ausging. Die Frauen vor uns, die Koreanisch sprachen und unser gefühltes Unvermögen alles auf der Karte verstehen zu können oder verstehen zu müssen, gewannen an Gewicht, das uns bis zur Aufgabe unserer Bestellung mit einem diffusen Druck begleitete.

Monas und meine Erfahrung verwiesen akut darauf, wie wir uns in diesen Momenten im Café selbst als multi-rassifiziert ›defizitär‹ herstellten und damit auf die feste Verbindung zwischen der koreanischen Sprache und Scham. Die auf Koreanisch bezogene Scham stellte eine der regelmäßigsten Erfahrungen aller 24 Frauen dar, die auf unzählige Art und Weise in allen Lebensphasen und -bereichen danach befragt wurden, ob sie Koreanisch sprechen würden. Die Beantwortung dieser Frage verlief bei fast allen Frauen

mit der ähnlichen Formulierung Koreanisch »nicht«, »nicht gut« oder »nicht richtig« sprechen zu können, was mit folgenden Sätzen verbunden war: »Ich schäme mich mitunter dafür«, »ich finde es traurig, dass ich es nicht kann«, »bin ein bisschen verlegen und auch enttäuscht, dass ich mich nicht viel unterhalten kann« oder »ich fühle mich unbehaglich und unsicher, ich bedaure es sehr, nicht richtig Koreanisch sprechen zu können«. Unzählige Male wurden die Frauen in ihren Leben allerdings auch gefragt, ob sie Deutsch sprechen könnten. Ihre Antworten fielen hier gänzlich anders aus. Statt sich beschämt zu fühlen, verliehen die Frauen ihrer Verärgerung Ausdruck: »Ich bin einfach nur genervt«, »find ich unangemessen«, »ich hab keinen Bock mehr darauf verständnisvoll und nett zu reagieren« oder »ich werde sauer und verlasse das Gespräch«. Die Verstrickung von Rasse und Sprache, die hinter den Fragen nach den Sprachkenntnissen stand, führte zu höchst gegensätzlichen Gefühlen bei den Frauen. Uta zählte die Gründe auf, warum sie sich ihr Deutsch-Sein nicht absprechen ließ – wozu Sprache mit an erster Stelle gehörte – und sie daher eher zu wütendem Unverständnis bei Nachfragen neigte:

»Ich bin in Deutschland geboren, das ist meine Muttersprache, ich bin hier ausgebildet, ich lebe hier, ich verdiene hier mein Geld, ich zahl hier Steuern [...] Meine Kinder sind hier geboren, wenn ich nicht deutsch bin, wer ist dann deutsch?!« (Uta, Apr. 2021).

Sobald es allerdings zur Frage nach den Koreanisch-Kenntnissen kam, wurde sofort Scham entfacht, auch wenn den meisten Frauen die Gründe der Eltern gegen eine koreanische Sprachvermittlung bekannt waren. An dieser Stelle zitiere ich Pia stellvertretend für einen Einblick über die Spracherziehung, die – wie bei den meisten – monolingual auf Deutsch erfolgt war:

»Ich glaube, meine Mutter muss das sicherlich aus der Community so gehört haben, ne, oder vielleicht den Rat bekommen haben, du bist jetzt in Deutschland und jetzt müssen deine Kinder richtig Deutsch lernen [...] ich glaube, dass meine Mutter da sogar sich vieeel von anderen hat sagen lassen, weil heute denkt sie ganz anders darüber und findet's ja selber ganz schade [...] bin dann später selber in die koreanische Schule und habe versucht mir das anzueignen [...] aber ich muss sagen, ich sprech's nicht, ich kann's einfach nicht (Pause) wenn ich paar Begriffe oder was lesen kann, dann freue ich mich selber schon wie so'n Keks (lacht) aber es ist eben auch die Frage (Pause) dass das mit dieser Identität auch verknüpft wird, ne, wenn du nicht 'ne Sprache sprichst, hast du schon wieder 'ne ganz andere Legitimität, ne? Ich sehe zwar so aus, aber Mogelpackung! Ich sprech's gar nicht, ne? (Pause) Auch diese Widersprüche, was ja vom Aussehen her sowieso schon- (Pause) mit drin ist (lacht) und dann auch noch die Sprache« (Pia, Mär. 2021).

Die Verflechtung von Rasse und Sprache brachte Pia hier prägnant auf den Punkt. Sie sagte, dass sie zwar so aussehen würde (bzw. so rassifiziert wurde), als ob gewisse Sprachfähigkeiten vorliegen würden, was sich aber als »Mogelpackung« entpuppte. Das Wort »Mogelpackung« ist hier besonders aussagekräftig, da hiermit im Alltag eine Tatsache beschrieben wird, die durch ihre Verpackung oder ihr Aussehen einen bestimmten Inhalt (vorsätzlich) vortäuscht, der nicht gegeben ist. Pia fasste damit zusammen, dass ihr Körper selbstverständlich mit Koreanisch-Kenntnissen gleichgesetzt wurde, diese

Gleichung sich aber immer wieder als ›Schwindel‹ entpuppte; eine Sichtweise, die ohnehin auf multi-rassifizierte Körper in ihrer vermeintlichen Ambivalenz angewendet wird. Der stetige Verweis auf die mangelnden Sprachkenntnisse, die selbstverständlich von den Frauen erwartet wurden, führte zu intensiver Scham und dazu sich wie eine Hochstaplerin oder eben »Mogelpackung« zu fühlen. Der Diskurs der »doppelten Halbsprachigkeit« (s. 3.4.2.) – wie Pia hier anklingen ließ – war jedoch keineswegs der einzige Grund für die Entscheidung zur monolingualen Erziehung. Elena erinnerte sich:

»Ich weiß noch, dass mein Vater immer gesagt hat (Pause) du musst nicht Koreanisch lernen, weil, wir gehen eh nicht nach Korea. Für ihn war Korea vollkommen erledigt [...] da spielte auch die gesamte politische Entwicklung 'ne Rolle, ne? [...] Es war so ein fernes Land-, für mich gab's nur diese Erzählungen, wie er Korea in Erinnerung hatte, was er nämlich zum größten Teil unter japanischer Besatzung erlebt hatte« (Elena, Jun. 2021).

Die Entscheidung Elenas Vaters für seine Kinder auch sprachlich zu Korea keine Verbindung aufzubauen, war politisch begründet. Den Zeugnissen weiterer Frauen zufolge sahen viele koreanische Väter und Mütter keinen Sinn darin, Sprache oder Wissen über Korea weiterzugeben, da sie neben politischen Gründen, auch familiäre und anderweitige Gründe hatten, Korea verlassen zu wollen¹¹. Jedoch zeichnete sich das Motiv des Verlusts deutlich in allen Gesprächen zu diesem Thema ab. Vanessa drückte dies so aus:

»Darin liegt ja auch viel Verlust, dass meine Mutter Korea verlassen hat, dass die Familie sich da getrennt hat, aber für mich ist es ja auch immer ein Verlust-Erleben (Pause) aus beiden Kulturen zu stammen ist ja 'ne große Bereicherung-, gleichzeitig ein Verlust-Erleben [...] es gibt so ein koreanisches Lied, das ich früher immer zusammen mit meiner Mutter beim Autofahren gehört habe, ich finde das so cool [...] ich würde so gerne mitsingen können und diese Sprache verstehen [...] aber ich kann es gar nicht« (Vanessa, Mai 2021).

Vanessa sprach weiter davon, wie schmerzhaft sie diesen Verlust empfand. Doch mit der monolingualen Erziehung wurde nicht nur die koreanische Sprache verloren, wie es manche Frauen formulierten, der Verlust galt auch für das ›Koreanisch-Sein‹, wozu Nora dies sagte:

»Was ich sehr komisch fand [...] dass meine Mutter nicht in ihrer eigenen Muttersprache mit mir gesprochen hat. Sie hat quasi für mich ausgesucht, dass ich eigentlich kom-

11 An dieser Stelle kann nicht ausführlich auf die vielfältigen Gründe eingegangen werden. Zur Entscheidung für eine monolinguale Erziehung kam aber auch die Hierarchisierung von Sprachen hinzu, die bestimmte Sprachen und die Mehrsprachigkeit bestimmter Menschen in Deutschland in ›wertvoll‹ oder ›wertlos‹ einteilt. Viele Familien der Frauen betrachteten Korea zur Zeit ihres Aufwachsens so, dass nicht nur politisch eine Rückkehr ausgeschlossen war, sondern auch aus wirtschaftlicher Sicht es für unmöglich gehalten wurde, dass es für die Frauen eines Tages beruflich lohnend sein könnte, Koreanisch zu sprechen.

plett deutsch werde, weil sie mir diese koreanische Kultur gar nicht nahegebracht hat« (Nora, Mai 2021).¹²

Noras Reflexion über die Entscheidung ihrer Mutter demonstriert, wie eng Sprache und Rasse als zusammengehörig gelten. ›Perfekte‹ Sprachkenntnisse galten bei allen Frauen als eins der zentralen Kriterien, um die jeweiligen rassifizierten Zugehörigkeiten für sich mit Sicherheit beanspruchen zu können. Oder wie Pia es ausgedrückt hatte, dass Sprachkenntnisse mit »*Identität auch verknüpft*« werden und je nach Kenntnisstand eine »*ganz andere Legitimität*« über die Zugehörigkeiten herrsche, was dann widerstandsfähiger gegen das Absprechen von Zugehörigkeiten machte.

Im Forschungsverlauf kristallisierte sich heraus, dass die fehlende oder nur zeitweise umgesetzte Spracherziehung der minorisierten Sprachen (Koreanisch bzw. weitere Sprachen aus *Dual-minority*-Familien), mit einer Vielzahl an Schuld- und Schamzuweisungen innerhalb der Familie verbunden waren. Dies begann häufig mit harscher Kritik seitens der Großeltern. Linda wusste, dass es in ihrer Kindheit Konflikte mit ihrer Großmutter gab, »*weil sie überhaupt nicht verstanden hat, warum wir kein Koreanisch sprachen*«. Dorothea erzählte von dem Moment, als ihrer Verwandtschaft in Griechenland auffiel, dass sie und ihre Schwester ›nur‹ Deutsch sprachen: »*Meine Oma forderte gleich und fragte: Warum können die Kinder kein Griechisch?!*«. Welche Sprachen beigebracht werden sollten, war also keine alleinige Angelegenheit zwischen Eltern und Kindern, sondern ein wichtiges Thema für die Verwandtschaft. Bei Lily war es so, dass ihre weiße deutsche Tante über die Spracherziehung mitbestimmte: »*Erst müssen die Kinder richtig Deutsch lernen, Koreanisch kommt danach*«¹³. Neben der Verwandtschaft, richteten aber auch die Frauen im

12 Miriam dachte ebenfalls in unserem Gespräch über die Erziehungsmethoden ihrer Mutter nach. Sie erzählte, dass ihre Mutter kein Koreanisch beibringen wollte, weil sie davon ausgegangen war, dass ihre Kinder dann »*keine Sprache richtig*« lernen würden. Sie resümierte dazu: »*Vielleicht war das größere Ziel meiner Mutter dahinter-, wir sollen so deutsch wie möglich werden, das denke ich manchmal*«. Miriam führte für ihre Schlussfolgerung, neben der Nicht-Weitergabe der koreanischen Sprache, auch das Hobby- und Vereinsleben in ihrer Kindheit an: »*Meine Mutter hat uns überall angemeldet, ne, dieser-, Tanzverein im Karneval (verdreht die Augen), beim Schützenfest etc., alles, was deutsch war, da mussten wir mitmachen*« (Miriam, Dez. 2020).

13 Die Hierarchisierung der koreanischen Anteile im Alltag in »*danach*« oder »*nach hinten*« nahmen manche Frauen nicht nur über die Positionierung der koreanischen Sprache wahr, sondern auch über die Aufteilung von Lebensmitteln. 김치 (Kimchi, eingelegter Chinakohl) ist eine Speise in der koreanischen Küche, die zu vielen Speisen dazu gereicht wird. Aufgrund des eigenen Geruchs wird sie oft gesondert aufbewahrt. Manche Eltern hatten dafür einen eigenen Kühlschrank oder teilten im Kühlschrank ein gesondertes Fach dafür ein. Einen Kimchi-Kühlschrank zu besitzen, stellte für viele Familien keine Besonderheit dar, jedoch erschien es z.B. Lily oder Lotte auffällig, dass das Essen ebenfalls mit einer Art hierarchischen Logik bedacht wurde. So fand sich ein Kimchi-Kühlschrank oft im Keller des Elternhauses oder im untersten Fach eines Kühlschranks wieder. Tanja erzählte, dass der ›koreanische Kühlschrank‹ für ihre Freund*innen aus Kindergarten und Grundschule als Mutprobe betrachtet wurde, »*wer seinen Kopf länger in den bösen Kühlschrank*« halten konnte. Die Scham, die mit koreanischem Essen für viele Frauen verbunden war, verwies auf ein transgenerationales Muster, das bereits die koreanischen Elternteile für koreanische Lebensmittel in Deutschland beschämt wurden (vgl. Bauer 2017, 82). Mila hatte diese Scham bis heute verinnerlicht. Sie sagte: »*Natürlich hab ich mich geschämt, wenn wir zu Hause Kimchi hatten [...] eigentlich immer noch-, wenn ich Kimchi da hab und es kommen Leute-, ich versuche den Kühlschrank schnell wieder*

Erwachsenenalter traurig und verärgert Fragen und Vorwürfe an ihre Eltern, dass die koreanische Sprache nicht weitergegeben worden war. Jedoch schätzten zeitgleich viele Frauen die Situation ihrer koreanischen Elternteile als schwierig ein, da es durch die fehlenden Koreanisch-Kenntnisse des anderen Elternteils nur an einem Elternteil hing, die mehrsprachige Erziehung umzusetzen. Emilys Mutter arbeitete als Krankenpflegerin im Schichtdienst, wodurch für die bilinguale Erziehung nur wenig Zeit übrigblieb, wie sie wusste. Bei Romys Vater war es so, dass er sich nicht nur bei der Spracherziehung, sondern »komplett aus der Erziehung rausgehalten« hatte. Die fehlende Weitergabe von Wissen über Korea führte zudem zu einer großen Distanz zwischen ihr und ihrem Vater:

»Er war so abwesend in dem allen (Pause) da war irgendwie so'n großes Manko, dass (Pause) ich ihn nicht verstehen kann, dass er mir völlig fremd ist, dass ich seine Kultur nicht versteh, seine Sprache nicht, nix! Ich hätte mir gewünscht, dass da mehr gewesen wäre« (Romy, Mär. 2021).

Doch die fehlende Sprachvermittlung hatte weitreichende Konsequenzen auch über die Vater-Tochter-Beziehung hinaus. Romy sagte: »Ich konnte nie mit meinen Verwandten sprechen, also da fehlt mir einfach so viel, da ist so 'ne Mauer da [...] so'n Selbstbewusstsein über meine Herkunft hab ich halt nie gehabt, weil ich nichts wusste über meine Herkunft im Prinzip«. In Romys Fall kam hinzu, dass ihre Mutter über keine Koreanisch-Kenntnisse verfügte, was Romys Meinung nach, eine Aussage über die Beziehung ihrer Eltern traf, die daher nicht »gut und gleichberechtigt« gewesen sei¹⁴. Andere Frauen wussten, dass ihre nicht-koreanischen Elternteile subtil oder offen gegen eine Vermittlung der koreanischen Sprache waren. In Sarahs Fall war dies u.a. auf ihren weißen deutschen Vater zurückzuführen. Heute, mit Anfang 40, sammelten sich in ihr Unverständnis, aber v.a. Trauer über ihr sprachliches Aufwachsen:

zuzumachen-, weil, ich will's nicht erklären. Man hat ja 'ne gewisse Form von Politisierung, man sagt, ist normal, aber irgendwie ist es auch so-, ich hab jetzt keinen Bock drauf! Aber wenn ich's alleine rieche, dann is'es so (atmet amüsiert und demonstrativ tief ein und aus) hahhh! (beide lachen) Aber wenn Leute da sind, dann is'es immer noch so'n Ding« (Mila, Mai 2021).

- 14 Romy überlegte in unserem Gespräch, was die Atmosphäre der elterlichen Auseinandersetzungen zur Spracherziehung für die Kinder und ihre Sprachentwicklung bedeuten könnten: »Das Schlimmste für Kinder ist ja auch der Konflikt, wenn die Eltern 'en Konflikt haben-, die nehmen dann wahrscheinlich ganz richtig wahr, dass das Koreanisch-Sprechen Konflikte erzeugt zwischen den Eltern und dann wollen sie's halt vermeiden« (Romy, Mär. 2021). Auch Eli betonte die subtilen Sprachbotschaften ihrer Eltern, wenn sie heute als Erwachsene über ihre Spracherziehung nachdachte. Ihre Eltern hatten ihr erzählt, dass sie mit Kindergartenentritt nicht mehr Koreanisch sprechen wollte, was Eli schon als Kleinkind vehement vertreten haben soll. Sie sagte dazu heute: »Das Ding ist aber-, ich war damals drei Jahre alt, also irgendwoher muss ich ja diese Einstellung gehabt haben [...] der Gedanke ist mir ja nicht ganz von allein gekommen, wenn zu Haus-, also, wär die koreanische Kultur etabliert gewesen, dann wär da glaub ich bisschen mehr Konflikt gewesen bei mir (lacht) [...] es war also immer zwei gegen einen und da ist vielleicht einiges Unausgesprochenes oder Unbewusstes innerhalb meiner Familie, dass das bestimmt beeinflusst hat« (Eli, Nov. 2020). Eli schloss daraus, dass nicht nur eine explizit ausgesprochene Ablehnung der koreanischen Sprache dazu führen muss, kein/wenig Koreanisch erlernt zu haben, sondern auch ein fehlendes Angebot bzw. die fehlende Normalisierung von Sprache, Speisen oder Bräuchen aus Korea als natürliche Bestandteile des Familienalltags.

»Es gibt eine Kassette, wo ich noch 'n Baby bin und wo [meine Mutter] mit mir spricht [...] sie spricht halt auf Deutsch mit mir [...] wenn ich an diese Kassette denke, das macht mich so traurig, wie sie mit ihrem Baby auf Deutsch spricht [...] dass sie mir die koreanische Kultur gar nicht so nahe gebracht hat, weil sie vielleicht dachte, ja, wir sind jetzt hier in Deutschland und ich passe hier mich einfach an und so gehört mein Kind-, das gehört einfach zu dem neuen Leben in Deutschland dazu und soll wieder eigentlich deutsch sein [...] mein Vater konnte auch kein Koreanisch und irgendwie war immer so die Begründung [...] meine Mutter [hatte] gesagt, naja, dein Papa hatte Angst, dass wir dann miteinander Koreanisch reden und er das nicht versteht (Pause) also, das war so dieser Grund, ich will ja nicht, dass die Mama und die Tochter jetzt Geheimnisse- (lacht ironisch auf) ich meine das haben Mütter und Töchter trotzdem, egal in welcher Sprache (lacht) es war für mich kein Grund [...] find das so'n bisschen egoistisch von meinem Vater, weil ich-, seitdem ich auch Kinder habe-, es ist mir so wichtig, dass ich in meiner Muttersprache mit denen kommunizieren kann [...] das sind so-, ja (Pause) traurige Episoden« (Sarah, Feb. 2021).

Sarah empfand bei der Vorstellung, wie ihre Mutter mit ihr als Baby auf Deutsch sprach, tiefe Traurigkeit. Seitdem sie vor einigen Jahren selbst Mutter geworden war, betraf die Traurigkeit noch mehr ihre Mutter als sich selbst. In der Tat lernte keins der 24 nicht-koreanischen Elternteile – bei manchen bis auf wenige Floskeln – Koreanisch¹⁵. Elena konnte diese Tatsache bei ihrer Mutter bis heute nicht nachvollziehen:

»Sie hätte [Koreanisch] lernen müssen, sich dafür einsetzen müssen, dass ich die Sprache lerne. Das war ja der Punkt, ob sie zusammen sich Gedanken machen über die Kinder, die sie in die Welt setzen-, aber ich glaube, da haben sie sich keine Gedanken drum gemacht« (Elena, Jun. 2021).

Im Vergleich zu Elena kamen eher verhaltener Vorwürfe gegenüber Vätern, die kein Koreanisch gelernt hatten. Das lässt die Frage danach stellen, inwieweit schon früh eine Verinnerlichung der Ansicht stattfand, dass die Spracherziehung hauptsächlich Aufgabe der Mütter sei. Ob Mutter oder Vater das koreanische Elternteil waren, übte demnach einen erheblichen Einfluss auf die Annahmen über die (Sprach-)Erziehung und Weitergabe kulturellen Wissens aus, und damit auch über die rassifzierten Zugehörigkeiten. So gingen alle Gesprächspartnerinnen mit koreanischem Vater davon aus, dass Kinder mit koreanischer Mutter selbstverständlich und gut Koreanisch sprechen würden. Manche dieser Frauen vermuteten, dass sich Personen mit koreanischer Mutter daher auch viel eher selbst als koreanisch betrachteten als Personen mit koreanischem Vater. Doch nur ein paar Frauen aus *Dual-minority*-Familien verfügten über weitere Kenntnisse in den minorisierten Familiensprachen. Vera wusste, dass ihre Eltern bewusst die Entscheidung getroffen hatten, beide Herkunftssprachen weitergeben zu wollen:

15 Dies kann ebenfalls als Ausdruck des Machtgefälles zwischen den Eltern gelesen werden. Denn es stellt sich die Frage danach, von wem in einer multi-rassifzierten Beziehung erwartet wird, welche Sprachen zu erlernen.

»Unseren Eltern war das immer wichtig, Mama konsequent Koreanisch, Papa konsequent Kroatisch, ihre Prämisse war immer vor meiner Schwester und mir: ›Ihr müsst wissen, wo ihr herkommt, eure Herkunft dürft ihr nicht vergessen!‹ [...] Wenn du die Sprache kannst, ist das ein riesiger Teil, der zum Koreanisch-Sein oder Kroatisch-Sein dazugehört« (Vera, Jun. 2021).

Über Veras Sprachkenntnisse hinaus, war aber auch die unterschiedliche geographische Nähe von Korea und Kroatien zum Lebensmittelpunkt Deutschland ein wesentlicher Faktor, inwieweit sie (Un-)Sicherheit bzgl. ihrer Zugehörigkeiten empfand:

»Ich bin viel öfter in Kroatien, hab viel mehr Freunde in der deutsch-kroatischen Community, meine kroatischen Großeltern habe ich fast jedes Jahr gesehen, das gibt mir 'ne andere Form von Ruhe [...] kroatische Bräuche würde ich auch noch hinbekommen [...] ich hab auch hier viel öfter die Möglichkeit Kroatisch zu sprechen im Alltag, in Geschäften und so« (Vera, Jun. 2021).

Während sich für Vera bei ihren kroatischen Bezügen eine »*andere Form von Ruhe*« eingestellt hatte, galt dies nicht für ihre koreanische Zugehörigkeit. Diese war von Unruhe, Unsicherheit oder Gefühlen der Illegitimität geprägt. Doch auch für Veras ›Kroatisch-Sein‹ legte sie einen langen und anstrengenden Weg bis zu dieser Ruhe zurück:

»Das hab ich schon paar Mal gehört-, aus der kroatischen Community, ja, du bist ja nicht ganz- (Pause) das ist halt auch mega-, das hat mega-, das hat sehr weh getan [...] hat sich auch viel geäußert über Sprache, also dieses (Pause) ja, du kannst ja gar nicht richtig Kroatisch, deswegen kannst du auch nicht kroatisch sein [...] aber damit mir das keiner mehr sagen kann, habe ich voll viel dran gearbeitet, dass ich kulturelle Codes besser verstehe, dass ich an meinen Sprachen arbeite, ne, ich war auch oft in Kroatien-, ja« (Vera, Jun. 2021).

Scham- und Schuldzuweisungen hinsichtlich der Spracherziehung erstreckten sich schließlich über den Familienkreis hinaus auf fremde Personen in Alltagsbegegnungen. Diese Erlebnisse enthielten ebenfalls die Botschaft sich für ›fehlende‹ Sprachkenntnisse schämen zu sollen oder dafür bedauert zu werden. Am offensichtlichsten tauchte dies in einem Erlebnis Sheilas auf, als sie mit Anfang zwanzig das erste Mal allein nach Südkorea reiste:

»Im Flieger saß neben mir so'n mittelalter koreanischer Mann, mit dem hab ich auf Englisch bisschen mich unterhalten [...] der war schon bisschen angetrunken später und meinte dann: ›You tell your father he's a baaad man, because he didn't teach you Korean‹ [...] ich hab das dann schon so identifiziert als [...] 'ne Art Rassismus oder Nationalismus-, den es in Deutschland auch gibt [...] aber es hat mich natürlich schon-, v.a. hab ich halt nicht viel dagegen gesagt [...] ich hab einfach gedacht, ist egal, aber ich erinnere mich an dieses Ereignis jetzt noch! Ist 30 Jahre her! Es macht schon was mit einem, dass ich mich quasi entschuldigen muss, auch noch für meinen Vater, warum er mir kein Koreanisch beigebracht hat, bevor ich überhaupt 'n Fuß nach Korea gesetzt hab, muss ich mich schon schlecht fühlen, dass ich kein Koreanisch kann [...] daher ist ganz klar, das Gefühl bei Halfies ist immer eins von Defizit, es fehlen einem ja viele Sachen

von der Kultur, die man jetzt nicht so kennt und vom Deutschen [...] da sind jetzt keine kulturellen Anschlusschwierigkeiten, aber da fehlt uns dann was vom Aussehen, um als deutsche Frau durchzugehen« (Sheila, Apr. 2021).

Die Aburteilung, die Sheila hier im jungen Alter erfuhr, konnte sie heute zwar so einordnen, dass dahinter eine »Art Rassismus oder Nationalismus« stand, affektiv wirkte sich diese Begegnung – auch viele Jahre später – dennoch stark auf sie aus. Im Gesprächsverlauf wurde sie zunehmend aufgebrachter über das übergreifige Verhalten von fremden Menschen ihr und ihrer Familie gegenüber, wogegen sie bis heute über keine geeignete Handlungsweise verfügte:

»Es kann ja durchaus nicht nur ein Unvermögen [der Eltern] sein, sondern 'ne aktive Entscheidung von den Eltern [...] weil sie gesagt haben, du musst aber in Deutschland klar kommen, du lebst in Deutschland, du bist ein deutsches Kind [...] aber jemandem, dem du auf der Straße begegnest, der kann das ja gar nicht wissen! Und es ist total übergreifig dann-, wobei es ja eben das Problem ist, dass es meistens nicht so offen passiert wie bei diesem Mann im Flugzeug, sondern eher so [...] »Ach was?! (prüfender Blick) Aha, okay«. Und im Hinterkopf spürst du so Radda-radda-radda, aber wegen diesem Radda kannst du natürlich nicht viel sagen [...] das sind alles so Sachen, die kannst du im Vorübergehen halt nicht sagen, da musst du dann einfach sagen-, okay (lacht kurz) lass es einfach! Aber man muss halt jedes Mal schlucken und dann weiter-, ja, so is'es« (Sheila, Apr. 2021).

Sheila fasste die hier erlebte affektive Ungerechtigkeit pointiert zusammen. In jenen Situationen war sie gezwungen ihre Wut und Frustration »runterzuschlucken« und ein Leben lang weiter in sich zu tragen. Denn z. B. weder im Flugzeug (noch bei heutigen Begegnungen) »nicht viel dagegen« sagen zu können, unterbrach die Aushandlung mit den *multi-rassifizierten Affekten*, die sich dann in Sheila auch dreißig Jahre später noch ohne Auflösung verfestigt hatten. Die Frauen wurden so ein Leben lang von mono-rassifizierten und mono-lingualen Botschaften bedrängt, auf die in den nächsten Kapiteln noch Bezug genommen wird. Jedoch soll hier abschließend auf die Konsequenzen eingegangen werden, die der Druck ausübte, nicht nur Koreanisch zu beherrschen, sondern insgesamt über »sicheres« Wissen über Korea zu verfügen bzw. einen »Bezug zu Korea« zu haben, wie es die meisten Frauen formulierten. Dass dieser erwartete Bezug aber nicht einfach gegeben oder auch erwünscht war, drückte Thea in einem bewegenden Gespräch aus, in dem es um die koreanische Tracht ging und was es in ihr auslösen würde, ihren *한복* (Hanbok) anzuziehen:

Thea: »Ja, das ist so bisschen mein Dilemma-, vielleicht auch meine Grundthematik-, ohrrr, jetzt kommen mir doch die Tränen (beginnt zu weinen) dass ich das Gefühl hab, ich hab keinen Bezug dazu (weint) ja, ich- (Pause) ich- (Pause) ich weiß, dass es 'ne traditionelle koreanische Kleidung ist und das ist der einzige Grund, warum ich's nicht wegschmeiß (weint) ich hab keinen Bezug dazu (weint und atmet heftig aus) [...] ich geh vielleicht einmal im Jahr koreanisch ess-, wenn überhaupt (Pause) ich fühl mich halt nicht so- [...] es müsste vielleicht sein, aber das is'es einfach nicht«
 Alex: »(leise) Aber warum denkst du, dass es müsste?«

Thea: »Also-, keine Ahnung! Vielleicht auch-, ja-, weil irgendwie immer alle sagen, das ist so'n großes Potential (Pause) ne, genauso wie, och wie schade, dass du kein Koreanisch sprichst! (Pause) Ja, natürlich ist das schade! Aber ich mein, man kann auch so leben [...] das wird einem ja auch so suggeriert immer, irgendwie weil du halt koreanisch bist, solltest du doch und- (Pause) Interesse dafür haben [...] ist nun mal leider nicht so [...] ich bedaure das einfach auch zutiefst, da ist so 'ne gewisse Gefühlslosigkeit halt auch da (Pause) zu gewissen Dingen, ich hab keine Haltung, aber wie soll ich das auch haben, wenn ich dort nicht aufgewachsen bin!« (Thea, Mai 2021).

Die durchdringende Traurigkeit, die Thea ausdrückte, entstand genau in der Lücke zwischen der von außen an sie herangetragenen und auch verinnerlichten Erwartungshaltung, eine Verbundenheit zu Korea fühlen zu sollen und diese aber nicht zu fühlen. Diese in der Forschung immer wieder benannte Erwartung an multi-rassifizierte Menschen, wuchs bei Thea zu einer »Grundthematik« in ihrem Leben an. Sie sagte abschließend dazu:

»Das ist ja auch irgendwie Teil dieser Schizophrenie, die man ja selber auch empfindet, ne, mit der man ja auch bisschen groß geworden ist, ich bin so teilweise überhaupt nicht interessiert, z.B. hier mit Parasite-, dem Film, joa, okay, ich nehm das wahr, dass das 'ne koreanische Produktion ist und auch [die Band] BTS, das sind Koreaner [...] aber ich frag mich, was hab ich denn damit zu tun?!« (Thea, Mai 2021).

Das Wort Schizophrenie, (griechisch: schízein = spalten, phrén = Geist, Gemüt), fiel auch in weiteren Zeugnissen mancher Frauen. Der Begriff, der eine schwere psychische Erkrankung bezeichnet, wird in der deutschen Umgangssprache oft abwertend eingesetzt, um Vorgänge oder Verhaltensweisen als absurd oder widersprüchlich herabzuwürdigen. In Bezug auf MRP kann die Verwendung so verstanden werden, dass sie auf die behauptete »gespaltene Persönlichkeit« von Erkrankten anspielt, was heute medizinisch nicht mehr wiedergegeben wird und für Erkrankte diffamierend ist (Duden 2018). Dass Thea und auch weitere Frauen ihre emotionalen Bezüge zu ihren multi-rassifizierten Zugehörigkeiten jedoch als »schizophren« beschrieben, verwies auf die historische Pathologisierung multi-rassifizierter Personen mittels der Figur des »marginal man« und erhält schließlich die – in Relation zur mono-rassifiziert-lingualen Norm – Sezierung, Halbierung oder Spaltung ihrerseits als »defizitär« und »illegitim« aufrecht.

5.4 Zusammenfassung

Für die eigene Existenz beschämt zu werden, begann für die Frauen noch vor ihrer Geburt, was die historischen Hinterlassenschaften der letzten Jahrhunderte in sich trug. Die voyeuristische Faszination oder der Horror als »automatic affective responses« bei den Betrachtenden (Ioanide 2015, 14) entstanden nicht (nur) beim Anblick der Frauen, sondern bereits beim Anblick ihrer Eltern. Sobald die Frauen selbst MRP erlebten, internalisierten sie seit frühester Kindheit die Botschaft, dass sie ihre Existenz erklären müssten, da sie in einer rassistisch strukturierten Gesellschaftsordnung von der mono-rassifizierten Norm abwichen. Die Vorstellung von »reinen Menschenrassen« als idealer Norm belegt damit die eugenischen Kontinuitäten in die Gegenwart (Haritaworn 2012,

32). Die Beurteilungen und Sezierungen wurden gerade von engen Bezugspersonen wie den Eltern vorgenommen. Dies bildete eine erhebliche Hürde im Umgang mit MRP, wodurch sich für initiale Affizierungen der Grenzüberschreitung – von denen viele Frauen berichteten – weder ein Denk- oder Fühlraum eröffnen konnte, um einen eigenen Sinn aus den Erfahrungen zu ziehen. Zeitgleich konnten diese Bezugspersonen auch nicht als Vorbilder fungieren, an denen sich die Frauen für einen produktiven Umgang mit MRP hätten orientieren oder denen sie sich hätten anvertrauen können. MRP stellten damit eine höchst einsame Erfahrung dar. Das fünfte Kapitel zeigte somit die Ausgangslage für die Entstellung der Sinne meiner Gesprächspartnerinnen auf, die über den Lebensverlauf zum Ringen mit *multi-rassifizierten Affekten* und entsprechenden *Emotionsrepertoires* der Zurückhaltung, Unterdrückung oder eigenen Verharmlosung der Erlebnisse führten. Eine Ausgangslage, die sich als fast ausweglos herausstellte, da ihre multi-rassifizierte Fixierung noch vor der Geburt feststand. Damit einher ging die Internalisierung die eigene Existenz als schamvoll, defizitär, erklärungsbedürftig oder außergewöhnlich zu empfinden, und zeitgleich der Druck zu ihren getrennten rassifizierten Zugehörigkeiten einen positiven Bezug verspüren zu sollen. Ein Bezug, der entweder von elterlicher Seite nicht geplant und/oder dominanzgesellschaftlich unerwünscht war – z.B. hinsichtlich der Assimilationsanforderungen bei der Spracherziehung – nur um wieder dafür beschämt zu werden, diesen Bezug nicht zu fühlen. Sich daher wie als »Mogelpackung« zu fühlen, verfestigte sich über »haarfeine Risse« in den Lebensgeschichten. Die pausenlose Herausstellung der elterlichen Beziehungen, ihrer (Sprach-)Erziehung, Körper oder Sprachen als nicht »richtig« und die Beschämung der damit verbundenen Gefühle von Wut, Empörung oder Traurigkeit als ebenfalls illegitim, ließen die historisch-strukturellen Grundlagen von MRP und die *weiße* Dominanzgesellschaft als Norm unberührt. Auf diesem Fundament aufbauend, folgt nun die Betrachtung der affektiven Dimensionen in MRP in der Kindheit und Jugend.